D 20720 E

Der Stern

Februar 1984 110. Jahrgang Nummer 2



DER STERN

Februar 1984
110. Jahrgang
Nummer 2

Veröffentlichung
der Kirche Jesu Christi der
Heiligen der Letzten Tage

INHALT

FÜR KINDER

Umschlagbild: Eine zeitgenössische Ansicht des „Mansion-House" in Nauvoo, Illinois, das von Joseph Smith erbaut und als Gästehaus benutzt wurde. Gemälde von Al Rounds.

Jahresabonnement:
DM 21,60 durch Einzugsverfahren (bei Bestellung durch Zweig oder Gemeinde).
Bei Direktbestellung an Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage, Stadtsparkasse Frankfurt 88 666, BLZ 500 501 02.
sFr. 18,— an Citybank, Genf, Konto-Nr. 0/312 750/007, Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage in der Schweiz.
öS 144,— an Erste Österreichische Spar-Casse, Wien, Konto-Nr. 000-81 388, Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage.
USA und Kanada (nicht mit Luftpost): $ 10.00.

Verlag Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage, Porthstraße 5-7, D-6000 Frankfurt am Main 50, Telefon: 06 11/15 34 265.
Beilagenhinweis: Dieser Ausgabe liegt „DER FREUND 2/1984" bei.

DER PREIS DES FRIEDENS



Präsident Marion G. Romney
Erster Ratgeber in der Ersten Präsidentschaft

Diese Botschaft — nach einer Rede von Präsident Romney — wird hier auf seine Weisung abgedruckt.

Ich wähle das Thema „Der Preis des Friedens" wegen der großen Besorgnis in der Welt um den Frieden — und weil wir diesbezüglich offensichtlich versagen. Auf unserer Suche nach dem Frieden geht es uns leider wohl so wie denen, über die Paulus so treffend sagt, daß sie „immer lernen und doch nie zur Erkenntnis der Wahrheit gelangen können" (2Tim 3:7). Es ist, mit den Worten Jesajas, „wie wenn ein Hungriger träumt, daß er ißt, dann aber aufwacht und immer noch hungrig ist" (Jes 29:7,8).

Als ich im Ersten Weltkrieg den Militärdienst ableistete, sagte man uns, „wir brächten der Welt Sicherheit für die Demokratie"; wir führten einen Krieg, der allen Kriegen einen Schlußpunkt setzen sollte. Als mein ältester Sohn im Zweiten Weltkrieg beim Militär war, sagte man ihm, er schütze die Freiheit. Dieselbe Beteuerung hören wir schon seit Jahrzehnten.

Wie kommt es, daß unsere Generation bei all ihrer Gelehrtheit in ihrem Friedensstreben so elend versagt? Ich kann darauf nur eine Antwort geben: Wir sind nicht bereit, den Preis für Frieden zu zahlen. Worin er besteht, möchte ich nun hier aufzeigen.

Für Frieden gibt es allerlei Definitionen, aber vielleicht stellen wir uns darunter „Harmonie mit sich selbst, mit Gott und den Menschen“ vor. Das umfaßt alle Elemente der Wörterbuchdefinition.
Der gegenteilige Zustand ist, wie die Verfasser der Wörterbücher sagen, durch Konflikt, Streit, Auseinandersetzung, Zwietracht und Krieg gekennzeichnet.
Betrachten wir einmal diese beiden Definitionen — des Friedens und seines Gegenteils — im Licht der heiligen Schriften. Ich möchte vorausschicken, daß ich mich bei meiner Argumentation auf die heiligen Schriften stütze. Ich glaube nämlich, daß sie das offenbarte Wort Gottes enthalten und daß Gott, der alles weiß, die letzte Wahrheit spricht. Nun zur Schrift:
„Die Werke des Fleisches“, schreibt der Apostel Paulus, sind „Unzucht, Unsittlichkeit, ausschweifendes Leben, Götzendienst, . . . Feindschaften, Streit, . . . Jähzorn, Parteiungen, . . . Mißgunst, Trinkgelage . . . und ähnliches mehr.“ (Gal 5:19-21.) Man beachte die deutlichen Parallelen zwischen diesen Werken des Fleisches einerseits und Konflikt, Streit, Auseinandersetzung, Zwietracht und Krieg andererseits.
„Die Frucht des Geistes aber“, fährt Paulus fort, „ist Liebe, Freude, Friede, Langmut, Freundlichkeit, Güte, Treue, Sanftmut und Selbstbeherrschung“ (Gal 5:22,23) — genau die Elemente des Friedens, nach dem wir trachten.
Geht daraus nicht klar und deutlich hervor, was wir zu tun haben — nämlich die Frucht des Geistes erlangen? Oder anders gesagt: Da Luzifer „der Vater des Streites“ ist (3 Ne 11:29), also des Gegenteils von Frieden, ist der Sieg über den Satan der Preis für den Frieden.
Ich weiß, es gibt in der Welt Menschen,

„Wenn wir Frieden schaffen wollen, muß der Einfluß des Satans ausgeschaltet werden.“

die leugnen, daß der Satan ein persönliches Wesen ist. Das ist falsch und stammt vom Vater der Lüge selbst, aber es ist nichts Neues. Die Antichristen leugnen, vom Satan angestiftet, seit alter Zeit seine Existenz. Tatsache ist aber, daß Luzifer ein persönliches Geistwesen ist, ebenso wie Jesus und Sie und ich vor unserer Geburt Geistwesen waren. In der Geisterwelt war er eine sehr fähige Persönlichkeit. Jesaja nennt ihn einen Sohn des Morgens: „Du strahlender Sohn der Morgenröte, zu Boden bist du geschmettert!“ klagt er (Jes 14:12).
Aber Luzifer hatte den Plan des Vaters zur Errettung der Menschheit verworfen und statt dessen seinen eigenen Plan durchführen wollen. Es gelang ihm nicht, und er wurde zusammen mit einem Drittel der himmlischen Scharen hinabgeworfen und „wurde der Satan, ja, nämlich der Teufel, der Vater aller Lügen, die Menschen zu täuschen und zu verblenden und sie nach seinem Willen gefangenzuführen“, das heißt alle, „die nicht auf meine Stimme hören wollen“ (Mose 4:3,4).
Einer von denen, die der Satan betrogen hat, war Korihor, der stumm wurde, weil er die Existenz Gottes immer wieder in Abrede gestellt hatte. Er „streckte die Hand aus und schrieb . . .: Ich weiß, daß ich stumm bin, denn ich kann nicht sprechen; und ich weiß, daß allein die Macht Gottes dies über mich hat bringen können; ja, und ich habe immer gewußt, daß es einen Gott gibt.
Aber siehe, der Teufel hat mich getäuscht; denn er erschien mir in der Gestalt eines Engels und sprach zu mir: Ge-


Gemälde von Carl Bloch

he hin und hole dieses Volk zurück; denn sie sind alle nach einem unbekannten Gott in die Irre gegangen. Und dann sprach er zu mir: Es gibt keinen Gott; ja, und er lehrte mich das, was ich sagen sollte. Und ich habe seine Worte gelehrt, weil sie für den fleischlichen Sinn angenehm waren; und ich habe sie gelehrt, ja, bis ich viel Erfolg hatte, so sehr, daß ich wirklich glaubte, sie seien wahr; und aus diesem Grund habe ich der Wahrheit widerstanden, ja, bis ich diesen schweren Fluch über mich gebracht habe." (Al 30:52,53.)

Korihor hatte also gewußt, daß es einen Satan und einen Gott gab, während er dies doch geleugnet hatte. Viele Korihors unserer Zeit erfüllen die Vorhersage Nephis, der über unsere Zeit gesagt hat:

„An dem Tag wird er [der Teufel] im Herzen der Menschenkinder wüten und sie zum Zorn aufstacheln gegen das, was gut ist.

Und andere wird er beschwichtigen und in fleischlicher Sicherheit wiegen, so daß sie sprechen: Alles ist wohl in Zion; ja, Zion gedeiht, alles ist wohl; und so täuscht der Teufel ihre Seele und verführt sie — sachte hinab zur Hölle.

Und siehe, andere umgarnt er schmeichlerisch und sagt ihnen, es gebe keine Hölle; und er spricht zu ihnen: Ich bin kein Teufel, denn es gibt keinen — und so flüstert er ihnen ins Ohr, bis er sie mit seinen

furchtbaren Ketten faßt, aus denen es keine Befreiung gibt.“ (2 Ne 28:20-22.)
Des einen können wir uns sicher sein: Gäbe es keinen Teufel, so gäbe es auch keinen Gott. Es gibt sie aber beide, und wenn wir Frieden schaffen wollen, muß der Einfluß des Satans ausgeschaltet werden. Wo er ist, kann niemals Frieden sein. Auch ist eine friedliche Koexistenz mit ihm nicht möglich. Man kann ihn nicht dazu bringen, bei der Aufrechterhaltung von Frieden und Harmonie mitzuwirken. Er treibt einzig und allein die Werke des Fleisches voran.
„Alles, was den Menschen dazu bewegt, daß er Böses tut und nicht an Christus glaubt und ihn verleugnet und nicht Gott dient, davon könnt ihr mit vollkommenem Wissen wissen, daß es vom Teufel ist; denn auf diese Weise arbeitet der Teufel, denn er bewegt keinen Menschen dazu, daß er Gutes tut, nein, auch nicht einen; auch seine Engel tun das nicht, und auch die tun das nicht, die sich ihm unterwerfen.“ (Moro 7:17.)
Bevor also Frieden herrschen kann, muß der Einfluß des Satans vollständig überwunden werden. Selbst im Himmel war mit ihm nach seiner Auflehnung kein Frieden mehr möglich. Damals in der Geisterwelt konnten der Vater und der Sohn keine Grundlage der Zusammenarbeit mit ihm finden. Er mußte ausgestoßen werden — ein Kompromiß war nicht möglich.
„Niemand kann zwei Herren dienen“, sagt Jesus. „Er wird entweder den einen hassen und den andern lieben, oder er wird zu dem einen halten und den andern verachten. Ihr könnt nicht beiden dienen, Gott und dem Mammon.“ (Mt 6:24.)
Das Erdenleben ist für jeden Menschen eine Prüfungszeit, während deren zwei mächtige, einander entgegengesetzte Kräfte auf ihn wirken — auf der einen Seite die Macht Christi und seiner Rechtschaffenheit, auf der andern der Satan mit seinen Konsorten. Die Menschen können ihre gottgegebene Entscheidungsfreiheit nutzen und müssen ihren Weg nach der einen oder anderen Seite gehen. Geht man nach der einen, so ist der Lohn die Frucht des Geistes, und das ist Frieden. Richtet man sich nach der anderen, so empfängt man als Lohn die Werke des Fleisches, das Gegenteil von Frieden.
Seit sechstausend Jahren führt der Satan seinen Kampf um die Menschenseelen mit ungeminderter Heftigkeit. Weit verbreitete Übel wie Verderbtheit, Götzendienst, Streit, Blutvergießen, Leid und Kummer, unter denen die Bewohner der Erde die Jahrhunderte hindurch stöhnen, bezeugen: Der Satan hat seit jeher einen mächtigen Einfluß ausgeübt.
Sind auch die Werke des Fleisches im allgemeinen gediehen, so hat es doch zumindest zwei friedliche Perioden gegeben, und eine wird noch kommen.
Nach dem Wirken Jesu bei den Nephiten schafften diese die Werke des Fleisches ab und erlangten die Frucht des Geistes. Das geschah so: „Die Jünger Jesu hatten ... die Kirche Christi gebildet. Und alle, die zu ihnen kamen und von ihren Sünden wahrhaftig umkehrten, wurden im Namen Jesu getauft, und sie empfingen auch den Heiligen Geist. ... Im sechsunddreißigsten Jahr wurde alles Volk zum Herrn bekehrt.“ Infolgedessen gab es „keine Streitigkeiten und Auseinandersetzungen unter ihnen. ... Wegen der Gottesliebe, die dem Volk im Herzen wohnte, ... gab es weder Neid noch Streit, noch Aufruhr, noch Hurerei, noch Lüge, noch Mord, noch irgendeine Art von Sittenverderbnis; und gewiß“, heißt es in dem Bericht, „konnte es kein glückli-

cheres Volk unter allem Volk geben, das von der Hand Gottes erschaffen worden war." (4 Ne 1,2,15,16.)

Dieser Zustand hielt fast zwei Jahrhunderte an. Dann aber wandten sich die Nephiten vom Evangelium ab und den Werken des Fleisches zu, und es kam so weit, „daß es unter ihnen welche gab, die im Stolz überheblich wurden. . . . Und sie fingen an, sich in Klassen zu teilen; und sie fingen an, für sich selbst Kirchen zu bauen, um Gewinn zu machen, und fingen an, die wahre Kirche Christi zu leugnen." Es gab unter ihnen auch „Kirchen, die vorgaben, den Christus zu kennen, und doch leugneten sie den größeren Teil seines Evangeliums" — typisch auch für unsere Zeit! „Wegen des Übeltuns und wegen der Macht des Satans, der über ihr Herz Gewalt erlangt hatte, mehrte sich diese Kirche über die Maßen." (4 Ne 24,28.) Und so wurde dieses nephitische Volk, das durch strenges Befolgen des Evangeliums Christi fast zwei Jahrhunderte vollkommenen Frieden genossen hatte, innerhalb weiterer zweihundert Jahre durch einen Bürgerkrieg als Nation völlig zerschlagen.

Ein anderes Volk, das den Frieden verwirklichte, war das Volk Henoch, das vor der Flut lebte. Dieses Volk erlangte seinen Frieden auf genau dieselbe Weise wie die Nephiten und war auch im selben Maße glücklich. Allerdings gaben diese Menschen dann nicht dem Satan nach und kehrten nicht wie die Nephiten zu den Werken des Fleisches zurück. Sie verblieben vielmehr in ihrer Rechtschaffenheit und „der Herr kam und wohnte" bei ihnen und „nannte sein Volk Zion, weil sie eines Herzens und eines Sinnes waren und in Rechtschaffenheit lebten". Und sie bauten „eine Stadt, die man die Stadt der Heiligkeit nannte, ja, Zion", und „Zion wurde im Lauf der Zeit in den Himmel aufgenommen". (Mose 7:16-21.)

Von allen Nachkommen Adams und Evas waren die Menschen dieses Volkes Henoch, soviel ich weiß, die einzigen, die dauerhaften Frieden erlangt haben.

Wie es bei den Nephiten und dem Volk Henoch war, so ist es immer gewesen und wird es immer sein, denn die Verbannung des Satans durch das Befolgen des Evangeliums Jesu Christi ist der Preis, den der Friede kostet; es ist dies der einzige Weg dorthin. Gott hat in seiner unendlichen Obsorge für die Wohlfahrt seiner Kinder diesen Weg zum Frieden schon am Anfang der Welt gewiesen, und er hat dies seither in jeder Evangeliumszeit von neuem getan. Genauso konsequent hat er vor den Katastrophen gewarnt, die hereinbrechen, wenn die Menschen von diesem Kurs abweichen. Wenn ein einzelner Mensch dem Satan nachgibt und von den Werken des Fleisches erfüllt ist, trägt er Unfrieden in sich. Geben zwei nach, so lebt jeder in Unfrieden mit sich selbst und mit dem anderen. Geben viele nach, so erntet eine ganze Gesellschaft Spannungen und Streit, und wenn die Regierenden eines Landes nachgeben, kommt es zu weltweiten Auseinandersetzungen, denn, wie der Prophet Jesaja schreibt, „die Ruchlosen sind wie das aufgewühlte Meer, das nie zur Ruhe kommen kann und dessen Wasser Schmutz aufwühlt und Schlamm". (Jes 57:20,21.)

Wenn die Werke des Fleisches sich universell auswirken, dann auch das Evangelium des Friedens. Wenn ein einzelner danach lebt, hat er Frieden in sich. Wenn zwei danach leben, hat jeder Frieden in sich und sie leben miteinander in Frieden. Leben die Bürger einer Nation danach, so genießt diese Nation inneren Frieden, und wenn genügend Nationen die Frucht

des Geistes haben, um das Weltgeschehen bestimmen zu können, dann — und nur dann — werden die Trommeln des Krieges verstummen und die Kriegsfahnen im Menschheitsparlament, im Weltbund, eingeholt (s. Tennyson, Locksley Hall).

Nun gibt es Leute, die versuchen, dem Herrn zu dienen, ohne den Teufel zu beleidigen. Sie veranlassen viele Wahrheitssucher zu der irritierenden Frage, ob es nicht vielleicht einen Mittelweg gibt, um Frieden zu erlangen und zu bewahren. Muß man unbedingt zwischen Frieden auf der einen Seite, den man durch Befolgen des Evangeliums Jesu Christi erlangt, und Streit und Krieg auf der anderen Seite wählen?

Ich wage darauf zu antworten, daß ein solcher Mittelweg, wenn es ihn gibt, bis heute nicht gefunden ist, und das, obwohl man schon so lange und mühsam danach sucht. Die Menschen, die den Preis des Friedens nicht kennen, ihn nicht beachten und gar nicht daran denken, ihn zu zahlen, haben schon alles Mögliche versucht. Da hat es etwa die Haager Friedenskonferenz in den Jahren 1899 und 1907, der Völkerbund nach dem 1. Weltkrieg und zahllose Abkommen, Verträge und Bündnisse gegeben, aber alle ohne Erfolg.

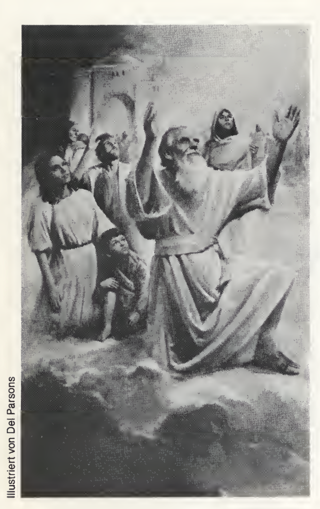
Manchmal setzen wir große und oft sogar die letzte Hoffnung auf die Werke und die Weisheit von Menschen. Ich weiß noch, wie unmittelbar vor dem Ausbruch des ersten Weltkrieges im August 1914 ein gewisser Dr. David Starr Jordan, Ehrenpräsident der Stanford-Universität in Kalifornien und eminenter Friedensadvokat, behauptete, ein großer internationaler Krieg sei aufgrund der Weltlage ausgeschlossen. Es könne und dürfe keinen großen internationalen Krieg mehr geben; die Welt habe diese Stufe der Barbarei hinter sich gelassen.

Elder James E. Talmage, der ihn reden hörte, sagte: „Er zeigte auf, die Geschäftsinteressen seien so eng verknüpft, daß die Bankiers sofort ein Veto einlegen würden, wenn irgendeine Nation so hitzköpfig sein und einen Krieg vom Zaun brechen sollte — für die Banken stünde allzu viel auf dem Spiel. Und höre man nicht auf die Stimme der Banken, so würde sich das Volk erheben und sagen: ‚Es gibt keinen Krieg.‘ ... Indem er dann in eindrucksvoller Weise allerlei Fakten aufzählte, legte er die Kosten der Kriegsführung in der damaligen Zeit dar und bewies zu seiner eigenen Zufriedenheit, daß es in der Welt gar nicht die Mittel gäbe, um einen großen Krieg länger als ein paar Monate durchzuhalten. Als er seine Rede beendet hatte, sagte [Elder Talmage] zu ihm: ‚Wenn ich Ihnen nur glauben könnte!‘ ‚Sie glauben mir nicht?‘ ‚Nein.‘

‚Und warum nicht?‘ ‚Weil sie bei dem Problem ein paar der wichtigsten Faktoren ausgelassen haben.‘ ‚Und die wären?‘ ‚Die Worte der Propheten. In einer Sache, die die Existenz ganzer Nationen betrifft, ziehe ich die Worte der Propheten akademischen Schlußfolgerungen vor, selbst wenn sie von einem so eminenten Mann wie Ihnen kommen.‘“ (James E. Talmage: Liahona, V:677 ff.)

Die Tatsache, daß die Welt innerhalb von dreißig Jahren nach Dr. Jordans Vorhersage zwei Weltkriege durchgemacht und seither dreißig Jahre Kriege und Kriegsgerüchte erlebt hat, läßt uns an die Worte des Herrn durch den Mund Jesajas denken: „Dann wird die Weisheit seiner Weisen vergehen und die Klugheit seiner Klugen verschwinden.“ (Jes 29:14.)

Brüder und Schwestern, wenn wir Frie-


Illustriert von Del Parsons

Henoch und sein Volk bauten die Stadt der Heiligkeit, die in den Himmel aufgenommen wurde.

den haben wollen, müssen wir uns entschließen, den Preis dafür zu zahlen. Das ist das Wort Gottes, und es ist die Quintessenz von sechstausend Jahren Menschheitsgeschichte.

Ich glaube zwar, daß die vielen Menschen der Erde heute so sehr von den Werken des Fleisches infiziert sind, daß sie sie nicht als solche erkennen und daß deshalb viele nicht den moralischen Mut aufbringen, den Preis für den Frieden zu zahlen; trotzdem sollten wir nicht wie Jona unter einem Rhizinusstrauch schmollen, wenn ein paar tatsächlich umkehren, die Grundsätze des Friedensfürsten in die Tat umsetzen und freudig den Lohn ernten. Im Gegenteil, wir sollen froh sein, denn Frieden zu verkünden, ist ja einzig und allein der Zweck unserer Sendung im Leben. Wir sollen keine Genugtuung darin suchen, daß sich die Bemühungen der Menschen um Frieden als wirkungslos erweisen. Ich kämpfe gegen ihre Bemühungen nicht an. Viele tun ja in dem Licht, das sie doch besitzen, ihr Bestes. Trotzdem kann ich keine Rechtfertigung für uns sehen, die wir das klare Licht des offenbarten Evangeliums Christi haben, wenn wir unser Leben lang durch die Finsternis stolpern und dem ungewissen Licht einer flackernden Kerze folgen, deren Schein Menschenweisheit ist. Widmen wir unsere Energie lieber der Verbreitung des wahren Lichts, und überlassen wir die Finsternis denen, die dieses Licht nicht sehen.

Doch selbst wenn wir uns bemühen, das Evangelium des Friedens zu verkünden, sehen wir, daß die meisten Menschen sich lieber mit anderen Aspekten dieses Problems befassen. Dennoch sollen wir nicht verzweifelt und trübsinnig sein, sondern das Leben im Licht der offenbarten Wahrheit genießen. Halten wir uns immer vor Augen, was der Herr über den Preis des Friedens gesagt hat.

Ich bin dankbar dafür, daß die Tage meiner Prüfung in diese Evangeliumszeit fallen, in der das Licht der offenbarten Wahrheit in seiner ganzen Herrlichkeit erstrahlt. Ich wüßte kein Zeitalter, in dem ich lieber gelebt hätte. Wenn gemäß der Vorsehung Gottes Katastrophen kommen, wird sich die Erde dennoch nicht auflösen oder unbewohnbar werden, noch werden alle Völker der Erde zerschlagen. Vielmehr ist dies ein Abschnitt des von den Propheten aufgezeigten Weges zu einem herrlichen Millennium des

vollkommenen Friedens. Denn das weiß ich, und auch Sie können sich dessen sicher sein: Am Ende triumphiert die Rechtschaffenheit; die Mächte der Finsternis werden fliehen müssen, und es wird Frieden kommen.
Als Volk wollen wir einen Eid ablegen, daß wir im eigenen Leben, in der Familie, im Geschäft, in allem Umgang mit anderen und miteinander die Grundsätze des wiederhergestellten Evangeliums Jesu Christi anwenden. Die Frucht dieses Geistes bringt uns Frieden und richtet ihn auf. Und jeder von uns kann im Herzen Frieden haben, wenn er bereit ist, den Preis zu zahlen. ☐

Für die Heimlehrer

Einige wesentliche Punkte, die Sie vielleicht bei Ihrem Heimlehrgespräch hervorheben möchten:

1. Friede ist „Harmonie mit sich selbst, mit Gott und den Menschen". Damit wir Frieden finden, müssen wir nach dem Geist trachten.

2. Der Preis für den Frieden ist der Sieg über den Satan. Wo er ist, kann niemals Frieden sein. Auch eine friedliche Koexistenz mit ihm ist nicht möglich.

3. Manchmal setzen wir große und oft die letzte Hoffnung auf die Werke und die Weisheit von Menschen. Wir, die wir das klare Licht des offenbarten Evangeliums Christi haben, dürfen nicht dem ungewissen Licht einer flackernden Kerze folgen, deren Schein Menschenweisheit ist, sondern müssen unsere Energie lieber der Verbreitung des wahren Lichts weihen.

4. Wir können sicher sein, daß am Ende die Rechtschaffenheit siegt. Die Mächte der Finsternis werden fliehen müssen, und es wird Frieden kommen.

Hilfen für das Gespräch

1. Schildern Sie, was Ihnen der Preis des Friedens bedeutet und was Sie in diesem Zusammenhang schon erlebt haben. Fordern Sie die Familie auf, dasselbe zu tun.

2. Enthält dieser Artikel Schriftstellen oder Zitate, die die Familie lesen und besprechen kann?

3. Wäre es besser für die Diskussion, wenn Sie sich vor dem Besuch mit dem Familienoberhaupt unterhielten? Hat der Kollegiumspräsident oder der Bischof für das Familienoberhaupt eine Botschaft im Zusammenhang mit Frieden?

Das Wort der Weisheit halten — aber taktvoll



Wie verhält man sich in Fragen der Etikette als Gast oder Gastgeber von Leuten, deren Grundsätze anders sind?

Elder Robert E. Wells
vom Ersten Kollegium der Siebzig

Weil ich viele Jahre lang als Gastgeber oder Gast Umgang mit Nichtmitgliedern hatte, fragt man mich oft, wie man sich als Mitglied der Kirche verhalten soll, wenn unterschiedliche Grundsätze miteinander in Konflikt geraten, besonders wenn es um das Wort der Weisheit geht. Am besten gehe ich vielleicht auf diese

Frage ein, indem ich schildere, wie ich mich in dieser Hinsicht selbst oft verhalten habe und was ich aus meinen Erfahrungen gelernt habe.
Lassen Sie mich das Problem zuerst von der Seite des Gastgebers beleuchten, der Nichtmitglieder eingeladen hat.
Heute ersuchen meine Frau und ich unsere Gäste einfach, in unserem Haus das Wort der Weisheit einzuhalten. Wir haben weder Aschenbecher, noch warten wir Kaffee oder Alkohol auf. Ich bitte meine Freunde auch, in meinem Auto und in den Privatflugzeugen, die ich fliege, nicht zu rauchen. Niemand stößt sich daran. Aber so einfach war es nicht immer.
Ich erinnere mich an eine schwierige Zeit, als wir jung verheiratet waren. Ich war kaum von meiner Mission zurück und hatte eine Stelle bei einer der wichtigsten internationalen Banken angenommen. Man sandte uns nach Südamerika, und dort wurde von uns erwartet, daß wir Geschäftsfreunde und andere wichtige Leute bewirteten. In diesen Jahren habe ich Grundlegendes über unterschiedliche Kulturen gelernt. In jeder Kultur bilden sich gesellschaftliche Formen und Rituale, die Gastfreundschaft, Freundlichkeit und Anerkennung des anderen ausdrücken. Manche dieser Rituale vertragen sich ohne weiteres mit dem Wort der Weisheit, andere nicht. Allerdings haben wir festgestellt, daß man sowohl in der Rolle des Gastgebers als auch des Gastes in fast jeder Situation die Form solcher Rituale abändern und zu einer Lösung gelangen kann, bei der die freundliche Haltung, die darin ausgedrückt wird, nicht zu kurz kommt.
Da ist zum Beispiel das heikle Problem, wenn bei formellen Anlässen mit Sekt in traditionellen Sektgläsern angestoßen wird. Als Gast bat ich bei solchen Gelegenheiten den Ober um Fruchtsaft anstelle von Sekt. Man muß nur gleich mit ihm reden, wenn man ankommt und darf sich nicht bis zum letzten Augenblick Zeit lassen, weil man ja der ganzen Gesellschaft und dem Gastgeber nicht zumuten kann, auf einen zu warten. Wenn man dem Ober Trinkgeld gibt, merkt er sich leichter, wer man ist. Es hilft ihm auch, wenn man ihm sagt, wo man stehen wird, falls viele Leute da sind.
Wenn ein Mitglied der Kirche Gastgeber ist und wenn angestoßen werden soll, ist das Problem viel augenfälliger. Das erstemal fand ich eine sehr gute Lösung in Paraguay, und ich habe sie seither immer wieder verwendet. Bei einem großen Bankett, bei dem ich auf das Wohl des Staatspräsidenten, seiner Minister und unseres Gastlandes Paraguay trinken mußte, entschloß ich mich, einfach Wasser zu nehmen. Das neue städtische Wasserwerk, das zum erstenmal in der Geschichte des Landes reines, trinkbares Leitungswasser produzierte, war ein Kunde der Bank. Zum passenden Zeitpunkt hob ich mein Sektglas mit Wasser hoch und sagte zu den anwesenden wichtigen Leuten: „Ich weiß nicht, was Sie in Ihren Gläsern haben. In meinem ist jedenfalls die reinste aller Flüssigkeiten — Wasser vom städtischen Wasserwerk Asuncion. Ich trinke auf das Wohl seiner Exzellenz, des Präsidenten usw." Das Kompliment war ehrlich gemeint und kam auch gut an. Alle mußten lachen, und keiner hat diesen Mormonentrinkspruch je vergessen.
Als Gastgeber gab es für uns zwei Spielarten. Gemäß unserer Vereinbarung mit der Bank bewirteten wir bei geschäftlichen Anlässen, wenn die Bank die Kosten trug (für das Personal, das Buffet usw.) in ihrem Stil. Es gab aber auch viele Gele-

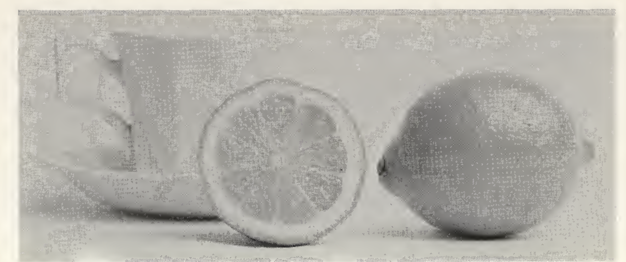


Foto von Michael M. McConkie

genheiten, wo Geschäftsfreunde unerwartet vorbeikamen und wir sie zum Essen einluden. Dann sagten wir: „Heute sind Sie als Freund hier, und wir wollen Sie wie einen von der Familie behandeln." In solchen Fällen warteten wir nur auf, was wir selbst tranken — keinen Kaffee und keine alkoholischen Getränke.

Wiederum bei anderen Anlässen, wenn wir etwas in eigener Sache veranstalteten, etwa eine Party mit Verwandten oder Würdenträgern der Kirche, die aus Salt Lake City zu Besuch waren, sagten wir unseren Gästen im voraus, daß es sich um eine „HLT-Party" handelte. Sie verstanden dann, was erwartet wurde. Wenn wirklich jemand zur Zigarette griff, hatte er es in der Regel einfach vergessen und rauchte draußen weiter, wenn man ihn taktvoll daran erinnerte.

Als Gastgeber steht man vor ganz anderen Schwierigkeiten als ein Gast im Hause von Nichtmitgliedern. Als Gast hat man es viel leichter. Unsere Gastgeber haben immer alles in ihrer Macht Stehende getan, damit wir uns wohlfühlten, und wir bemühten uns, ihnen entgegenzukommen. Wir haben festgestellt, daß Fruchtsaft und nicht Milch der einfachste Ersatz für Kaffee ist. Wenn ein Gastgeber fragte: „Kaffee?" wollte er eigentlich nichts anderes, als es uns gemütlich machen und hatte nie etwas dagegen einzuwenden, wenn wir sagten: „Nein, danke, aber hätten Sie vielleicht etwas Saft?" Wenn sie keinen Saft hatten, versicherten wir ihnen, daß wir wirklich nichts brauchten. Wenn wir das nächstemal da waren, hatten sie immer Fruchtsaft zur Hand. In den meisten Ländern gibt es heute warme Getränke auf Malzbasis und Kräutertees, mit denen sich schwarzer Tee und Kaffee leicht ersetzen läßt. Manchmal machte ich es ebenso, wenn bei einem formellen Essen Wein serviert wurde. Ich bat einfach um unvergorenen Traubensaft, und wenn beim erstenmal keiner vorhanden war, stand er beim nächstenmal sicher zur Verfügung. Wir haben erlebt, daß fast alle Leute unseren Traubensaft zum Essen probieren wollten. Wir haben daraus nie ein Geheimnis gemacht, sondern es war einfach Teil des Tischgesprächs.

Meistens rief uns die Gastgeberin vorher an, wenn wir zu einer Party eingeladen waren, um zu fragen, was für Säfte wir vorzögen, ob es auch Speisen gäbe, die wir nicht äßen — vielleicht Schinken? — oder ob wir Vegetarier seien. Wir setzen

Sprechen wir darüber!

Wenn Sie diesen Artikel gelesen haben, möchten Sie vielleicht folgende Fragen besprechen:

1. Wie wirkt sich die Einstellung, die man zum Wort der Weisheit hat, auf die Haltung aus, die man gegenüber Andersdenkenden einnimmt?

2. Welche Anregungen des Verfassers sind in Ihrer Situation besonders sinnvoll?

3. Was für weitere Möglichkeiten haben Sie gefunden, wie man andere taktvoll wissen lassen kann, was unsere Grundsätze in bezug auf das Wort der Weisheit sind?

4. Unter welchen Umständen kann ein Mitglied der Kirche als Gastgeber seine Gäste bitten, sich an seine eigenen Grundsätze zu halten? Unter welchen Umständen geht das nicht?

5. Warum können Sie peinliche Situationen vermeiden, wenn Sie schon jetzt entscheiden, wie Sie sich bei Anlässen, die der Verfasser schildert, verhalten werden?

ihnen immer das Wort der Weisheit auseinander, und sie waren immer erleichtert darüber, wie einfach es eigentlich ist. Mit Tabak gab es nie Schwierigkeiten. Man raucht ja nicht, um sich gesellig zu geben. Es gibt vielleicht Gesellschaften, wo Rauchen zum Protokoll gehört, aber ich bin dergleichen nie begegnet. In den internationalen Kreisen, in denen ich verkehrt bin, wurde Nichtrauchen immer als vernünftiger angesehen.

Hin und wieder gibt es allerdings sehr formelle Augenblicke, die problematisch sein können, wenn man nicht vorgewarnt ist — zum Beispiel, wenn in sehr eleganten englischen Häusern Tee serviert wird, ein Ritual, das in der Regel der Familie und sehr nahen Freunden vorbehalten bleibt. Die unglaubliche Formalität eines solchen Anlasses ist äußerst eindrucksvoll, beinahe symbolisch. Das Teegerät ist aus Silber und oft Jahrhunderte alt. Das Service ist feinstes chinesisches Porzellan. Die Gastgeberin hat ihren festen Platz, und es wird eine Dame bestimmt, die ihr hilft, den Tee oder das heiße Wasser aus dem Teekessel einzugießen. Die Gastgeberin sieht dich an und fragt: „Ein Stück Zucker oder zwei?"

Ein mögliche Antwort ist: „Keines, danke, aber heiße Zitronenlimonade wäre angenehm." Das macht es ihr leicht, das heiße Wasser einfach über ein paar Zitronenspalten zu gießen, die immer vorhanden sind, und dann kann man die Limonade und die köstlichen Mehlspeisen genießen, die einem auf Silbertellern angeboten werden.

Ich habe es nie notwendig gefunden, wegen des Wortes der Weisheit eine gesellschaftliche Situation zu meiden. Ich habe nie einen Gastgeber oder eine Gastgeberin erlebt, denen nicht voll und ganz daran gelegen war, uns genau das aufzuwarten, was wir wünschten. Und ich kann mich an keinen gesellschaftlichen Anlaß erinnern, wo man uns nicht bat, unsere Religion zu erläutern — meistens gab das Wort der Weisheit den Anstoß. Wie ich es sehe, wurden wir von allen Freunden und Kollegen wegen unseres Standpunktes respektiert. □

Wir wollen unsere Ehe verbessern



James M. Harper

Mir gegenüber saß eine junge Frau und schilderte ihre vermeintlich hoffnungslose Ehe. Sie hatte erst ein paar Monate zuvor im Tempel geheiratet, aber es stand nicht alles zum besten. Die Verliebtheit schwand, wie sie sagte, und der Alltag hatte sie auch um die Zuneigung zu ihrem Mann gebracht. Als ich sie fragte, weshalb er denn nicht mitgekommen sei, erwiderte sie, er sähe kein Problem bezüglich ihrer Partnerschaft. „Im Grunde ist er ein guter Mann", sagte sie, „aber ich spüre einfach keine Bindung mehr an ihn. Meine Liebe ist verschwunden."

Seit diesem Tag habe ich oft über Bindung in der Ehe nachgedacht. Der Erret-

ter lehrte Grundsätze der Bindung, als er den Pharisäern Antwort gab und sagte: „Darum wird der Mann Vater und Mutter verlassen und sich an seine Frau binden ... Was aber Gott verbunden hat, das darf der Mensch nicht trennen." (Mt 19:5,6.) „Sich binden" ist ein sehr aussagekräftiges Wort.

Um sich an den Ehepartner zu binden, ist Liebe die notwendige Voraussetzung. „Du sollst deine Frau von ganzem Herzen lieben", sagt der Herr, „und sollst an ihr festhalten und an keiner anderen." (LuB 42:22.) Liebe bedeutet jedoch nicht für jeden dasselbe. Manche denken dabei bloß an eine emotionelle und physische Anziehung, begleitet von romantischer Idealisierung. Für so jemand gehört zur Liebe nicht unbedingt der Gedanke an Bindung. Für andere bedeutet Liebe das ruhige und beständige Gefühl, das sich zwischen zwei Menschen entwickelt, wenn sie miteinander wichtige Lebenserfahrungen teilen. Beide Formen der Liebe sind wichtig; beide tragen zu einer guten Ehe bei. Doch in vielen Fällen wird die Romantik überbewertet, während eine wahre Bindung fehlt.

Als junger Missionar in Südkorea war ich von den guten Ehen vieler Koreaner beeindruckt. Als ich erfuhr, daß die Ehen von den Eltern gestiftet werden, fragte ich mich, wie denn zwei Menschen eine so gute Bindung eingehen können, ohne zuerst eine romantische Beziehung angeknüpft zu haben. Wegen meiner damaligen begrenzten Vorstellung von ehelicher Bindung hatte ich gemeint, romantische Gefühle seien die einzige bindende Kraft.

Als ich aber diese Ehen beobachtete, lernte ich so manches Grundlegende über Bindung und Liebe, wie zum Beispiel: Wenn zwei Menschen zusammenarbeiten, um ein Zuhause zu gründen, wenn sie kämpfen, um ihre Kinder zu ernähren und gesund zu erhalten, dann entsteht Liebe. Wenn Krankheit oder das Schicksal zuschlägt und ein Ehepartner Opfer bringen, dem anderen helfen und für ihn sorgen muß, dann lernt man zu lieben. Die Liebe kommt, wie ich erfahren habe, indem sich die Ehe und die Ehepartner entwickeln.

Was kann nun ein Ehepaar für seine Bindung tun?

1. In der Krise zusammenrücken

Krisen können eine Ehe stark machen. Es ist schade, daß manche Paare Schwierigkeiten in der Ehe als Vorwand betrachten, um auszubrechen. Allzu oft schieben sie einander die Schuld zu, wenn es Schwierigkeiten gibt, anstatt beieinander Zuneigung und Unterstützung zu suchen. Prüfungen im Leben können die Grundlage für eine liebevolle Bindung bilden.

Vor kurzem litten meine Frau und die Kinder an einer schweren Infektion. Ich segnete sie und betete für sie. Weil ich niemand in Ansteckungsgefahr bringen wollte, teilte ich mir meine Arbeit so ein, daß ich nach Hause kommen und sie betreuen konnte. Bald war zu spüren, daß sich mein Dienen während der drei Wochen, die die Krankheit dauerte, für uns als starke, bindende Kraft erwies. Manchmal treiben solch anstrengende Zeiten einen Keil in die Ehe, doch die Krise kann auch eine Schule der Bindung sein. Oft dienen wir in dieser Weise, weil bereits eine Bindung besteht, aber in vielen Fällen geht das Dienen der Bindung voraus. Indem man einander dient, bindet man sich aneinander.

Eine Ehe führen ist in vielfacher Hinsicht



wie das Züchten seltener, schöner Blumen. Man pflanzt den Samen ein und nährt ihn mit Wasser, Nährstoffen, Erde und Licht. Wird das empfindliche Gleichgewicht dieser Elemente gestört, so ist das Wachstum oder die Schönheit der Blume eine Zeit lang beeinträchtigt. Bemüht man sich aber um eine ausgewogene Ernährung der Pflanze, so kann man alles wieder ins rechte Lot bringen. Eine Bindung an die Blume kommt, wenn man sie pflegt und ihr hilft, ihre ganze Schönheit zu entfalten.

Präsident Kimball sagt über den Zusammenhang von ehelicher Liebe und Unglück: „Eine Ehe mag nicht immer reibungslos und ohne Zwischenfälle verlaufen, aber sie kann voller Frieden sein", verheißt er. „Ein Ehepaar kann arm oder krank sein, Enttäuschungen, Fehlschläge oder sogar einen Todesfall in der Familie erleben, aber dies alles kann ihm nicht den Frieden rauben. Solange Selbstsucht fernbleibt, kann die Ehe erfolgreich sein. Beunruhigung und Schwierigkeiten können die Eltern zu einer unzerbrechlichen Einheit zusammenschmieden, solange völlige Selbstlosigkeit herrscht. Während der Wirtschaftskrise der 30er Jahre war ein deutlicher Rückgang der Scheidungen zu verzeichnen. Armut, Mißerfolge und Enttäuschung — das band Eltern aneinander. Unglück kann Beziehungen festigen, die im Wohlstand zugrunde gehen würden." (*Marriage and Divorce,* S. 19,22.)

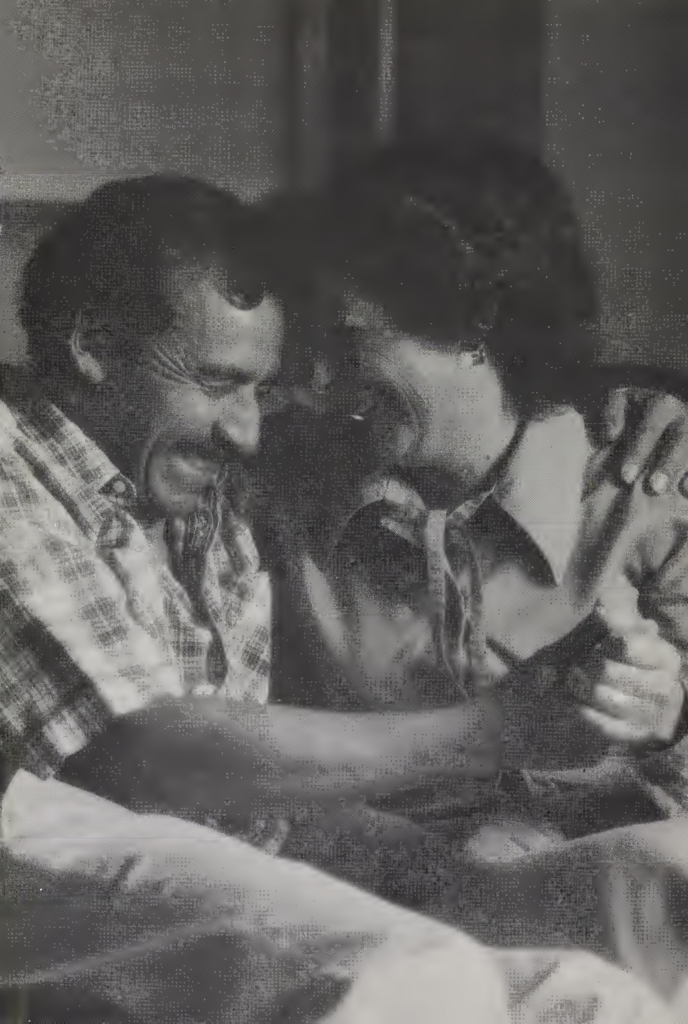
In meiner eigenen Ehe habe ich sehr bewußt den Entschluß gefaßt, daß ich äußere Schwierigkeiten nicht zwischen mich und meine Frau kommen lasse. Ich habe gelernt, daß sie, abgesehen vom Herrn, in jeder Krise meine größte Hilfe ist. Wenn ich zuließe, daß Ängste oder Ärger wegen irgendeines Problems uns entzweiten, würde ich doch gerade den Menschen ausschließen, der mir am besten helfen kann, eine Krise zum Vorteil zu wenden.

2. Gemeinsame Ziele stecken

Selbst wenn ein Ehepaar eine Entzweiung durchmacht, können alte Bindungen durch gemeinsame Arbeit auf ein Ziel hin neu belebt werden. Allzuoft wird das Trennende hervorgehoben. Es ist viel wichtiger, die gemeinsamen Bestrebungen hervorzuheben und dafür zu arbeiten.

Diesen Grundsatz habe ich als Pfadfinderführer gelernt, als es mich einige Anstrengung kostete, die Haltung zweier Gruppen von Jungen zu ändern; denn sie waren gegeneinander eingenommen. Nachdem ich es ohne Erfolg mit mehreren Methoden versucht hatte, brachte ich sie in eine Lage, wo sie zusammenarbeiten mußten, um ein Hindernis zu überwinden. Sie taten sich auch wirklich zusammen, um das gemeinsame Ziel zu erreichen, und von da an gab es zwischen den beiden Gruppen keinen Konflikt mehr.

Neulich klagte mir ein Ehepaar, es habe keine gemeinsamen Interessen. Sie las gern, er überhaupt nicht. Er spielte Tennis, doch sie wurde durch ein Gebrechen daran gehindert. Die Aufzählung der Verschiedenheiten nahm kein Ende, und ich fragte, ob sie nicht wenigstens ein gemeinsames Interesse hätten. Sie schüttelten den Kopf. Schließlich regte ich an, sie sollten doch gemeinsam einen Keramikkurs besuchen. Das hatte noch keiner der beiden versucht, und so hatten sie etwas Neues und Gemeinsames. Die Wirkung war kaum zu glauben. Indem sie auf ein gemeinsames Ziel hinarbeiteten, dachten sie vor Aufregung über das ge-



meinsame Lernen gar nicht mehr an ihre Differenzen.

3. Möglichkeiten finden, wie man den Partner aufbauen kann

Wir tun gut daran, uns öfter die Frage zu stellen: „Was habe ich in letzter Zeit getan, um die Selbstachtung meines Ehepartners zu heben?" Wenn sich jeder entschließt, etwas für das Selbstgefühl des anderen zu tun, wird die gegenseitige Bindung stärker. Wenn das Selbstgefühl des Ehepartners steigt, so ist das auch ein Erfolg für uns selbst. Außerdem muß man dem Partner helfen, sich in den Bereichen zu entwickeln, in denen er sich entwickeln will. Die Ehepartner sollen einander bei geistigen Bestrebungen, bei der intellektuellen Entwicklung oder in Bereichen wie Sport oder Körperertüchtigung unterstützen. Es ist wichtig, daß man den anderen darin ermutigt und ihm nicht durch Kritisieren oder unangemessene Forderungen den Mut nimmt. Wenn man es sich zum Ziel macht, dem Ehepartner in einem bestimmten Bereich wachsen zu helfen, so nimmt auch die Bindung, die mit einer solchen Einstellung einhergeht, Gestalt an.
Den Partner aufbauen bedeutet auch, daß man seine starken und nicht seine schwachen Seiten sieht. Einer der häufigsten Unterschiede bei Untersuchungen, in denen glückliche und gefährdete Ehen verglichen werden, ist das Ausmaß an täglicher positiver Verständigung. Eine gute Regel wäre, daß wenigstens zwei Drittel der Unterhaltung mit dem Ehepartner angenehm, positiv und für beide erbauend sind. Gewiß wollen auch Probleme besprochen sein, aber es ist für keine Ehe schön, wenn sich die Verständigung darin erschöpft.

4. Lernen, sich selbst zu lieben

„Wer seine Frau liebt, liebt sich selbst. Keiner hat je seinen eigenen Leib gehaßt, sondern er nährt und pflegt ihn." (Eph 5:28,29.) Es ist äußerst schwierig, sich an Ehepartner gebunden zu fühlen, wenn man glaubt, man habe nichts anzubieten. So, wie wir unser Augenmerk nicht in erster Linie auf die Schwächen des Partners richten sollen, müssen wir uns auch bemühen, an uns selbst positive Signale zu senden.
Manchmal führen wir erniedrigende Selbstgespräche. Wenn man auf die Gedanken und Gefühle achtet, die einem kommen, wenn man in den Spiegel schaut, jemandem zum erstenmal begegnet oder eine Aufgabe zu Ende führt, kann dies Aufschluß darüber geben, wie sehr man sich eigentlich selbst liebt. Indem man negative Gedanken durch positive ersetzt, kann man das eigene Selbstgefühl verbessern. Eine Methode, die vielen geholfen hat, besteht darin, daß man sich vorstellt, wie man sich erfolgreich und positiv verhält.

5. Ständig offen sein für ein neues Partnerverständnis

Man weiß nie, was es an einem Menschen noch alles zu entdecken gibt. Selbst wenn man mit jemandem ein Leben lang verheiratet ist, entwickelt und verändert sich der andere. Gerade das ist es, was die Ehe aufregend macht — es gibt am Partner immer etwas Neues und Schönes zu entdecken, wenn man nur die Augen offenhält.
Ein Ehemann war kürzlich sehr erstaunt darüber, wie gut informiert seine Frau über einige Kandidaten für politische Ämter war. Sie hatte sich mit den Fragen des

Tages auseinandergesetzt und die Standpunkte jedes Kandidaten analysiert. Indem er von ihr lernte, gewann er auch neue Achtung für sie. Ein anderes Ehepaar bespricht die Bücher, die jeder liest. Der Mann hat nicht so viel Zeit zum Lesen wie sie, läßt sich aber gern von ihrer Lektüre erzählen. Das Schönste daran ist, daß ihm durch diese Gespräche viele Wertvorstellungen und Empfindungen seiner Frau bewußt werden. Die Ehe bleibt dadurch lebendig und spannend.

6. Die Ehe an erste Stelle setzen

Manche Eltern stehen ihren Kinder näher als dem Ehepartner. Es kommt sogar vor, daß Kinder die Eltern gegeneinander ausspielen. Das ist weder für das Kind noch für die Eltern von Vorteil.
Ferner kann es sein, daß Menschen oder Tätigkeiten außerhalb der Familie jemand stärker mit Beschlag belegen als der eigene Ehepartner. Beruf, Freizeit und Freunde können eine eheliche Bindung beeinträchtigen. Es ist wichtig, dem vorzubeugen, indem man plant und sich gemeinsam Zeit nimmt.

7. An Ereignisse denken, die für die Ehe Symbolbedeutung haben

Der Hochzeitstag ist ein wichtiger Anlaß, weil er die eheliche Bindung symbolisiert. Auch andere Ereignisse oder Orte, die für die Ehe oder die Zeit davor wichtig waren, können Symbolcharakter annehmen. Durch erneuernde Handlungen — Blumen schenken, ein Briefchen schreiben, an besondere Anlässe denken — erinnert man sich an die gemeinsame Bindung. Manche Ehepaare planen eine Zeit ein, da sie die Kinder unter entsprechender Aufsicht lassen und gemeinsam übers Wochenende fortfahren können. So etwas kann der gegenseitigen Bindung sehr zuträglich sein.
Mir war schon als kleiner Junge klar, daß Vater meine Mutter sehr liebte. Das sah man an den Symbolen, die ihrer Bindung Ausdruck gaben. Der Hochzeitstag wurde immer groß gefeiert, und auch bei anderen Anlässen im Lauf des Jahres wurde ihre eheliche Bindung symbolisch erneuert. Der Gesichtsausdruck meiner Mutter, wenn Vater ihr einen Strauß Rosen schenkte, hat sich mir unauslöschlich eingeprägt. Das blieb immer ein machtvolles Symbol in meinem Leben, und meine Eltern wiederholten dies später, als ich größer wurde, noch oft.
Bei meiner eigenen Hochzeit suchten wir auch Rosen aus, um den besonderen Anlaß zu feiern. Damit setzten wir eine Tradition fort, die ein Symbol für Bindung war, ein Symbol, das ich bei meinen Eltern gern gesehen hatte.

8. Das Evangelium zur Grundlage der Ehe machen

Zum celestialen Leben gehört eine nie endende eheliche Bindung. Wenn man sich an Evangeliumsgrundsätze hält, ist das Resultat Dienst und Barmherzigkeit gegenüber dem Ehepartner und der Familie. Wenn Mann und Frau für die Ewigkeit heiraten, bringen sie zum Ausdruck, daß sie gemeinsam mehr geistigen Fortschritt machen können als allein. Die Eheschließung im Tempel ist keine Garantie dafür, daß die Ehe problemlos verläuft, doch ermöglicht sie eine Bindung, die auf andere Weise nicht zu verwirklichen wäre. □

Bruder Harper ist Assistent für Ehe- und Familientherapie an der Brigham-Young-Universität. Er hat vier Kinder und dient im Hohenrat des 10. BYU-Pfahles in Provo, Utah.

Ihre Botschaft trug Früchte

J. Elaine Lattimore



Illustriert von Scott Snow

Es war Ende März 1977. Ich war von der Schule heimgeeilt, um meine Erdbeeren anzupflanzen. Der Himmel verfinsterte sich zusehends, und die dunklen Wolken zogen sich zu einem bedrohlichen Gewitter zusammen. Ich wollte meine Erdbeerpflanzen so schnell wie möglich aus dem Kühlschrank holen, um sie in die warme Erde pflanzen zu können, ehe der Sturm losbrach, denn im Süden Arizonas ist Regen sehr willkommen und kostbar. Außerdem bedeutete es, daß ich die Erdbeeren nach dem Einpflanzen nicht zu bewässern brauchte, sondern diese Arbeit der Natur überlassen konnte. Während ich mit dem Einpflanzen beschäftigt war, gratulierte ich mir selbst zu meinem Glück und träumte von den frischen, roten Früchten, die ich im Juni ernten würde. Aber ein Blick zum Himmel genügte, um zu wissen, daß ich mich beeilen mußte, wenn ich nicht zusammen mit meinen Pflanzen einen gründlichen Regenguß abbekommen wollte. Ich beeilte mich. Als ich mir mit dem Arm den Schweiß von der Stirn wischte, hinterließ ich einen erdigen Streifen auf meinem Gesicht. Meine Kleider waren voller Erde, und ich roch nach dem Fischmehl, das ich zum Düngen verwendete. Mir fiel plötzlich ein, wie ich

wohl aussehen und riechen mußte — als ich zwei ältere Damen über das Feld auf mich zukommen sah: es waren meine Besuchslehrerinnen.

Obwohl ich seit fast einem Jahr in der Kirche nicht mehr aktiv war, hatte ich den Besuchslehrerinnen immer erlaubt, mich zu besuchen. Ich muß gestehen, daß sie mir manchmal etwas lästig waren, denn obwohl sie immer freundlich und höflich waren, erinnerte mich ihre bloße Gegenwart daran, daß ich nicht nach den Grundsätzen meiner Religion lebte. Eine lebensbedrohende Krankheit und andere Probleme in der Familie hatten mich dazu gebracht, meinem himmlischen Vater gegenüber verbittert und abweisend zu sein, und es schien mir unmöglich, ihnen diese Gefühle zu erklären.

Zurückblickend glaube ich schon, daß sie mich durchschaut haben; sie kritisierten oder verurteilten mich aber nie. Sie kamen regelmäßig jeden dritten Mittwoch und gaben ihr Zeugnis, machten mir Mut, lobten mein Kind und brachten mir oft etwas Selbstgebackenes mit. Meine ständige Gleichgültigkeit hielt sie niemals davon ab, mich zu besuchen, und meine bissigen Bemerkungen blieben unbeachtet. Sie kamen ohne Unterlaß Monat für Monat und waren immer voller Liebe. Heute jedoch mußte ich hart bleiben. Ich nahm mir vor, ihnen zu sagen, daß ich keine Zeit hatte, ihnen zuzuhören. Dazu kam ich aber gar nicht. In ihren besten Kleidern knieten meine Besuchslehrerinnen im Erdbeerfeld. Mein Mund stand immer noch offen, als Schwester Batty anfing, die monatliche Botschaft vorzulesen, während Schwester Costner begann, neben mir Erdbeeren einzupflanzen.

Ich begann ebenfalls wieder mit dem Einpflanzen, aber es dauerte nicht lange, bis große, dicke Regentropfen auf uns prasselten und neben uns kleine Löcher in die trockene Erde schlugen. Trotzdem pflanzten wir weiter ein, und Schwester Batty fuhr fort, uns vorzulesen. An dem Inhalt der Besuchslehrbotschaft kann ich mich nicht mehr erinnern; ich weiß nur, daß ich dankbar war für den Regen, der die Tränen verdeckte, die mir über das Gesicht liefen, als ich ihre Botschaft empfing, die nicht aus Worten bestand, sondern aus der Tat. Es war eine Botschaft der Liebe und Selbstlosigkeit — eine Botschaft, die buchstäblich Früchte tragen sollte.

Als die letzte Pflanze in der Erde war, waren wir völlig durchnäßt. Ich lud sie ein, einen Moment hereinzukommen, aber sie lehnten ab, da sie noch weitere Besuche zu machen hatten — so als ob sie überhaupt nicht naß geworden seien. Sie holten ein duftendes Weizenbrot vom Rücksitz ihres Wagens, und dann fuhren sie davon — und ich stand immer noch da und staunte über diese beiden Schwestern, die sich durch nichts entmutigen ließen.

Seit jenem stürmischen Tag im März waren Jahre vergangen. Diese zwei lieben Schwestern wissen nicht, daß ihre unerschütterliche Liebe in meinem Leben ein Wunder bewirkt hat. Durch ihr Beispiel gelang es mir, mich von meiner Bitterkeit zu befreien und wieder die Segnungen zu erlangen, die sich aus der aktiven Mitgliedschaft in der Kirche ergeben. Ich kann keine Erdbeeren essen oder das Wort „Besuchslehren“ hören, ohne die zwei lieben Schwestern vor mir zu sehen, wie sie in meinem Garten knieten. Und ich kann nicht über mein Leben nachdenken, ohne meinem himmlischen Vater für die Glaubenstreue der beiden Schwestern zu danken. ☐

J. Elaine Lattimore, Greenwood, Indiana

ELDER JOSEPH ANDERSON

„Das Leben ist schön, weil wir das Evangelium haben“

Breck England

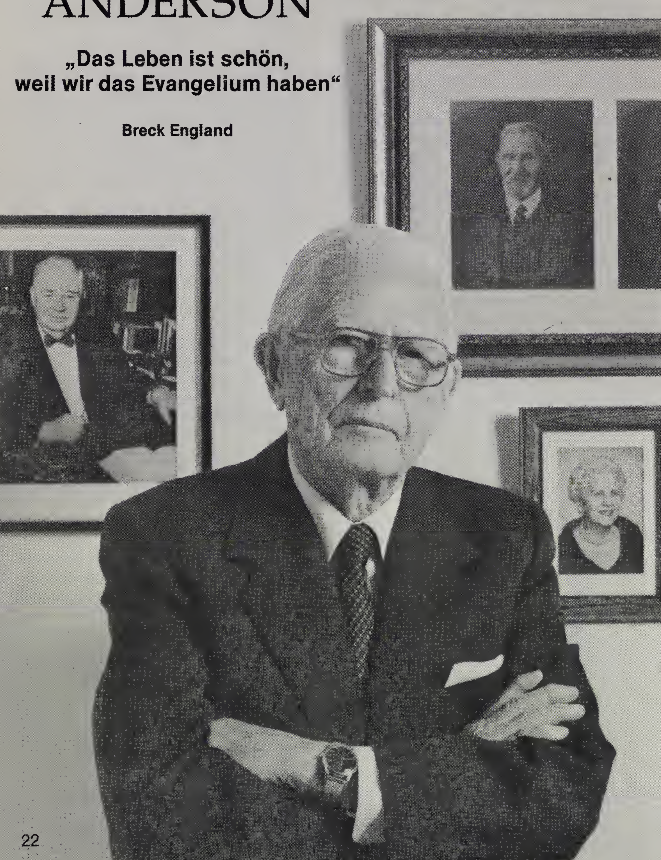






Foto von Eldon Linschoten

Es war ein historischer Augenblick, als sich die Generalautoritäten der Kirche im April 1970 anläßlich der Generalkonferenz im Tempel in Salt Lake City zu der feierlichen Versammlung einfanden, bei der Joseph Fielding Smith als zehnter Präsident der Kirche bestätigt werden sollte. Als Joseph Anderson sich hinsetzte, um über die Versammlung Protokoll zu führen, wurde ihm bewußt, daß Präsident Smith der vierte Präsident der Kirche war, dem er als Sekretär der Ersten Präsidentschaft dienen würde — ein Amt, das er bereits seit 1922 innehatte. Er betrachtete die Generalautoritäten als seine Freunde, und sie schätzten ihn ebenso. Erst vor ein paar Monaten, an seinem 80. Geburtstag, hatten sie ihm gemeinsam ein Geburtstagslied gesungen.

Die Brüder, die sich zu der Versammlung zusammengefunden hatten, waren voller Erwartung, denn einige unbesetzte Plätze in den Reihen der Generalautoritäten sollten anläßlich der bevorstehenden Konferenz neu besetzt werden. Die Erste Präsidentschaft berief ein neues Mitglied des Rates der Zwölf, nämlich Boyd K. Packer, und dann hörte Joseph Anderson zu seinem Erstaunen seinen eigenen Namen. Der Herr hatte ihn als Assistenten des Rates der Zwölf berufen. Er schaute überrascht auf und fragte sich, ob er sich verhört hatte. Alle Brüder schauten zu ihm herüber — er, der es immer als eine Ehre betrachtet hatte, diesen Männern zu dienen, sollte nun einer von ihnen werden. „Dieser Gedanke war mir nie in den Sinn gekommen", sagte er später.

Für Elder Anderson war dies der Höhepunkt eines Lebens des Dienens, das am

20. November 1889 begonnen hatte. Er wurde in Salt Lake City als jüngstes von 11 Kindern geboren. Als kleines Kind zog er mit seiner Familie nach Roy, einer kleinen Farmer-Gemeinde in Utah. Hier wuchs er unter der Führung seiner sehr gläubigen Mutter, Isabella Watson Anderson, auf. Als er geboren war, wollte sie ihn nach dem Propheten Joseph Smith benennen und machte sich mit diesem Vorhaben auf den Weg zur Kirche, aber aus Bescheidenheit entschied sie sich dafür, ihn einfach „Joseph" zu nennen.
Josephs Vater, George Anderson, war ein schottischer Einwanderer; er hatte früher in einem Kohlebergwerk gearbeitet und war nun Streckenaufseher der Eisenbahn, die quer durch den Kreis Weber in Utah führte. George Anderson war ein stiller, völlig ehrlicher Mann, so erinnert sich Elder Anderson, und somit lernte der Junge schon in jungen Jahren Grundsätze wie Aufrichtigkeit und Achtung kennen, die ihm in seiner späteren Laufbahn als Sekretär und Vertrauter der Präsidenten der Kirche sehr von Nutzen waren.
Da die Zeit der Pioniere noch nicht vergangen war, lernte Joseph Anderson auch früh, auf eigenen Füßen zu stehen und den Wert harter Arbeit zu schätzen. Als Kind arbeitete er während der Herbstmonate in einer Konservenfabrik in Roy; die meiste Zeit des Jahres hütete er Vieh und blieb oft nächtelang auf, um die Farm seiner Familie zu bewässern. Zusammen mit seinem Hund und seinem Pferd wurde er bereits in jungen Jahren ein ausgezeichneter Cowboy, konnte ohne Sattel reiten und raste auf seinem alten Pony mit seinen Freunden um die Wette.
Er überlebte manchen Sturz von seinem Pony. Mit 13 Jahren ging er von der Schule ab, in der es nur ein einziges Klassenzimmer gab. Schreiben konnte er gut, und so wurde er schon als Kind als Sekretär der Primarvereinigung seiner Gemeinde berufen.
Einer seiner älteren Brüder und eine seiner älteren Schwestern hatten an der Universität von Utah in Salt Lake City studieren können; da die Familie aber zu arm war, um noch ein Kind dort hinzusenden, schrieb sich Joseph an der Weber-Akademie (heute Weber State College) bei Ogden ein. Als Student an der Akademie empfand Joseph tiefe Bewunderung für seinen Schulleiter und Englischlehrer, David O. McKay. „Er war ein gutaussehender Mann, völlig ehrlich und eine herausragende Persönlichkeit" — ein Mann, der seine Studenten durch seinen eigenen Lebensstil belehrte. Der Lehrer ließ es nicht zu, daß Joseph sich durch seine Schüchternheit zurückhielt, und mehr als einmal rief er den Jungen auf, zu beten oder vor der ganzen Klasse an der Tafel zu schreiben — eine Aufgabe, die ihn vor Angst schwitzen ließ, wie er sich erinnert.
Die Zeit an der Akademie unter David O. McKay beeinflußte ihn sein Leben lang. Er studierte englische Gedichte und lernte Teile aus Sir Walter Scotts „Lady of the Lake" auswendig, das zu den schottischen Klassikern gehörte und von seinem Schulleiter McKay sehr geliebt wurde; denn dieser war erst kurz zuvor von der Schottland-Mission heimgekehrt. Joseph Andersons Vorliebe für Worte und sein angeborenes Talent für die Kurzschrift, die er in einem kaufmännischen Kurs gelernt hatte, waren die Grundlage für seine spätere Laufbahn als Sekretär. Ermutigt von seinen Lehrern, begann er im Alter von 15 Jahren in einer Bauholzfabrik in Ogden zu arbeiten. (Er bekam 15 Dollar im Monat, gerade so viel, wie er für Wohnung und Essen benötigte.) Trotz sei-



Eine Reise durch die europäischen Missionen, 1937: von links nach rechts, Octave Ursenbach, Präsident der Missionen in Europa; Hugh B. Brown, Präsident der England-Mission; Joseph Anderson; Richard L. Lyman; Präsident Heber J. Grant; Schwester Ursenbach rechts.

ner Jugend meisterte er die schwierige „Pitman"-Kurzschrift, eine Methode des Schnellschreibens, die durch verstärkte Linien und geometrische Formen gekennzeichnet war. Die Entwicklung dieser Fähigkeit stärkte sein Selbstvertrauen, und er war entschlossen, der beste Stenograph zu werden. Da Joseph Anderson wußte, daß das Gehalt, das er von der Bauholzfabrik bekam, für seine Ziele nicht ausreichte, machte er sich noch vor seinem 16. Lebensjahr nach Salt Lake City auf. Die Händler in Salt Lake City warteten nicht gerade auf einen so jungen Spezialisten auf dem Gebiet der Kurzschrift, des Maschinenschreibens und der Büroarbeit, aber Joseph Anderson kam schnell voran und arbeitete als Angestellter der Vereinigten Waggon- und Maschinenbau-Gesellschaft, bei der er 25 Dollar im Monat verdiente. Er bekam die unangenehmste Arbeit in der ganzen Firma, nämlich Geld einzutreiben, das Kunden der Gesellschaft schuldeten, aber aufgrund seines bescheidenen und gütigen Wesens konnte er diese Aufgabe erfolgreich erledigen und wurde der Sekretär des Geschäftsleiters. In dieser Zeit machte er große Fortschritte in der Kurzschrift, da sein etwas rauher, aber liebenswerter Vorgesetzter mit dem Diktieren begann, als Joseph zum ersten Mal das Büro betrat. Durch die freundschaftliche Beziehung zu seinem Vorgesetzten machte er größere Fortschritte in der Kurzschrift, als er es durch Üben allein je geschafft hätte. Nachdem Joseph sechs Jahre lang in Salt Lake City gearbeitet hatte, wurde er in die Schweiz-Deutschland-Mission berufen, und er verließ Amerika im Oktober 1911. Als er in Zürich ankam, war er überwältigt von der Aufgabe, die ihm bevorstand. „Ich war ziemlich beunruhigt, als ich die langen deutschen Sätze über den Läden sah", erinnert er sich. „Ich fragte mich, wie ich diese Sprache jemals lernen sollte." Er erlernte sie aber schnell — dank der „Gabe der Zungen" und durch regelmäßiges Gebet, harte Arbeit, von-Tür-zu-Tür-Gehen und persönliches Studium. Sein Mitarbeiter brachte ihm jeden Tag einen neuen Satz bei: als erstes lernte er „Bitte lesen Sie das" zu sagen, während er Bro-

schüren an deutsche Familien verteilte. Nachdenklich bemerkte er: „Ich glaube, bevor ich die Sprache konnte, brachte ich mehr Untersucher zu den Versammlungen als danach."
Elder Anderson kehrte im Mai 1914 von seiner Mission zurück. Es dauerte nicht lange, bis er einen neuen „Mitarbeiter" gefunden hatte. Norma Ettie Peterson war die Tochter von Hugo Peterson, dem Herausgeber einer Zeitung für schwedische Einwanderer in Salt Lake City, der *Utah Posten*. „Sie war blond, und ich war dunkel", sagt Elder Anderson, „und für mich war sie das hübscheste Mädchen in der Stadt." Er lud sie oft zum Schwimmen und zum Tanzen ins Saltair ein, einem bekannten Treffpunkt am Ufer des großen Salzsees. Sie heirateten am 11. November 1915 im Tempel in Salt Lake City. Die Leute in Salt Lake City waren beeindruckt von dem schönen Paar: Norma mit den platinblonden Haaren und den dunklen Augen und Joseph, dessen schwarzer Schnurrbart die Leute, sehr zu seiner Freude, an den englischen Filmstar Ronald Colman erinnerte.
Um seine junge Familie versorgen zu können, arbeitete Joseph Anderson zuerst bei einer Handelsbank und später bei einer Gesellschaft, die mit Heizmaterial handelte, aber er hatte das Gefühl, in seiner Arbeit nicht vorwärtszukommen. Er wollte die Kurzschrift aufgeben und sich etwas anderes suchen, erzählt er und sagt: „Aber dann entschloß ich mich, wenn ich schon mein ganzes Leben lang Stenograph sein sollte, die beste Stellung zu erreichen, die es auf diesem Gebiet überhaupt gab." Einige Jahren lang verfolgte er sein Ziel, für Präsident Heber J. Grant zu arbeiten, den er schon als Jugendlicher im Geschäftsleben von Salt Lake City kennengelernt und bewundert hatte. Es war ganz bestimmt kein leichtes Vorhaben. Präsident Grant sprach sehr schnell, und es gab nur wenige Sekretäre, die es schafften, seine Ansprachen in Kurzschrift festzuhalten. Joseph Anderson ließ sich aber davon nicht abhalten und setzte sich während einer Sonntagsansprache in den Tabernakel, um die Worte des Präsidenten mitzuschreiben. Kurze Zeit später schrieb er eine weitere Ansprache Präsident Grants mit; denn dieser hatte ihn darum gebeten, da er von dem Protokoll der letzten Ansprache sehr beeindruckt gewesen war. „Seine Reden waren die beste Übung. Er sprach sehr schnell. Seine Erläuterungen, die Geschichten, Gedichte und Zitate kamen wie aus der Pistole geschossen, so daß es unmöglich war, alles festzuhalten."
Hinterher war Joseph Anderson ein bißchen niedergeschlagen, aber seine Frau ermunterte ihn, zur Bücherei zu gehen und dort einiges von dem abzuschreiben, was Präsident Grant zitiert hatte.
Am 1. Februar 1922 wurde Joseph Anderson Privatsekretär von Präsident Grant, und zwischen ihnen entstand eine enge Freundschaft, die 23 Jahre lang anhielt. Diese starke und imposante Persönlichkeit, von den Mitgliedern der Kirche so geliebt, wurde Joseph Andersons persönlicher Freund. Auf die Frage, an welche von Präsident Grants Eigenschaften er sich am besten erinnert, antwortet Elder Anderson: „Seine Großzügigkeit! Ich führte seine Konten. Ich weiß, wie oft er Leuten geholfen hat, die in Not waren; er bezahlte sogar Hypotheken von verwitweten Bekannten mit seinem eigenen Geld." Präsident Grant war immer bereit zu geben. Einmal, nachdem er in San Diego eine eindrucksvolle Konferenzansprache gehalten hatte, lud er Joseph Anderson ein, mit ihm Golf zu spielen. „Ich hatte

noch nie Golf gespielt, aber ich konnte ihm den Wunsch nicht abschlagen", erinnert sich Elder Anderson. Nachdem Präsident Grant eine Unterrichtsstunde arrangiert und jede Menge Golfbälle zum Üben besorgt hatte, spielten sie ein paar Löcher. Am nächsten Tag erlitt Präsident Grant in Los Angeles einen schweren Herzanfall. Auf dem Weg zum Krankenhaus flüsterte er: „Joseph, du hast gestern ein paar sehr gute Schläge gemacht." Ich sagte: „Ja, ich fürchte, Sie haben mich bekehrt. Ich werde mir ein paar Golfschläger kaufen und anfangen zu üben." „Mach dir keine Sorgen wegen der Golfschläger", meinte er, „ich werde mich darum kümmern und sie kaufen."

Glücklicherweise erholte sich Präsident Grant wieder und lebte noch weitere fünf Jahre, obwohl sein Leben immer in Gefahr war. Während er noch im Krankenbett lag, bestand er darauf, daß man sich für jede Karte und jeden Blumenstrauß bedankte, und er unterschrieb — obwohl er die Hand kaum bewegen konnte — jeden Antwortbrief. „Er war der gütigste Mensch, den ich kannte", sagt Elder Anderson. Ein, zwei Tage bevor er mit 88 Jahren starb, traf sich Präsident Grant zum letzten Mal mit seinem treuen Sekretär.

„Joseph, bin ich jemals unfreundlich zu dir gewesen?" fragte er ihn, worauf ihm sein Sekretär freudig antwortete: „Sie haben nie ein einziges unfreundliches Wort zu mir gesagt."

1922 trat George F. Gibbs, der Sekretär der Ersten Präsidentschaft, in den Ruhestand, und Joseph Anderson nahm seine Stelle ein — er war der zweite Mann in der Geschichte der Kirche, der diese Position innehatte. Er verblieb fast 50 Jahre in diesem Amt, in dem er die umfangreiche Korrespondenz sowohl des Präsidenten als auch der Ersten Präsidentschaft erledigte. Während dieser Zeit diente er auch 22 Jahre lang als Hoher Rat im Pfahl Bonneville, als Ratgeber in der Bischofschaft der 33. Gemeinde und in verschiedenen Präsidentschaften der Priestertumskollegien der 33. und auch der Douglas-Gemeinde. Als Sekretär der Ersten Präsidentschaft erfreute sich Elder Anderson einer engen Freundschaft mit den beiden Ratgebern. Er erinnert sich gern an die rücksichtsvolle Art von Charles W. Nibley, dem Ratgeber Präsident Grants. Mit Präsident Grant Schritt zu halten war nicht immer einfach für seinen Sekretär und Fahrer. Und mehr als einmal schlug Bruder Nibley vor: „Heber, glaubst du nicht, du solltest Joseph morgen zu Hause bei seiner Familie lassen?" Auf diese Weise kam Elder Anderson dazu, sich ab und zu am Wochenende ein wenig zu erholen.

Joseph Anderson war der zweite Mann in der Geschichte der Kirche, der das Amt des Sekretärs der Ersten Präsidentschaft innehatte.

Zu seinen Aufgaben als Sekretär der Ersten Präsidentschaft kamen die des Sekretärs der Generalkonferenz. In den ersten Jahren schrieb Joseph Anderson die Konferenzansprachen in Kurschrift mit und sammelte sie für die Veröffentlichung im offiziellen Konferenzbericht.

„Noch nachdem wir begonnen hatten, die Aufnahmegeräte zu benutzen, schrieb ich alles in Kurzschrift mit." Er

wollte, daß nicht ein einziges der inspirierten Worte verloren ging, und erfüllte diese Aufgabe wirklich gut. Ebenso freut er sich über seinen langjährigen Dienst als Sekretär der Ersten Präsidentschaft und des Rates der Zwölf. Er lernte das Beispiel der Generalautoritäten immer mehr achten und schätzen, und viele von ihnen wurden seine persönlichen Freunde. „Diese Männer sind keine gewöhnlichen Leute, sie sind bedeutende Männer Gottes", sagt er, und man kann spüren, daß er sie alle sehr liebt. Er erinnert sich vor allem gern an seine Bekanntschaft mit Männern wie Rudger Clawson (ehemaliger Präsident des Rates der Zwölf) und James E. Talmage (ehemaliger Apostel). „Was die Sprache angeht, war Elder Talmage wohl einer der begabtesten Männer der Welt", erinnert er sich. „Er war ein großer Gelehrter, Mitglied der ,Royal Society of Edinburgh, Scotland' (einer philosophischen Gesellschaft, die 1739 gegründet wurde) sowie Mitglied des Beratungsausschusses des Webster-Wörterbuchs." Im vorgerückten Alter war Elder Talmage gesundheitlich etwas beeinträchtigt, und Joseph Anderson half oft mit, ihn die Treppen im Tempel hochzutragen, damit er den Versammlungen beiwohnen konnte. Oft blieb Elder Talmage über Nacht in seinem Büro, weil er sich nicht mehr so gut fortbewegen konnte. „Er rief mich oft zu sich ins Büro, um mit mir zu sprechen. . . . Ich glaube, er fühlte sich manchmal ein bißchen einsam. Wenn ich abends spät nach Hause kam, wußte meine Frau, daß ich bei Dr. Talmage gewesen war." Elder Andersons engster Freund unter den Generalautoritäten war wohl J. Reuben Clark, Jr., der Ratgeber von Präsident Grant, Präsident Joseph F. Smith und Präsident David O. McKay.

„Es verging kaum ein Tag, an dem wir nicht ein paar Stunden zusammen waren", erinnert er sich. „Er war mir wie ein Vater und sagte mir oft, daß er mich wie einen Sohn betrachtete. . . . Niemals könnte man zuviel über die Güte und die Größe dieses Mannes sagen oder schreiben." Präsident Clarks Meinung über Joseph Anderson war nicht anders, und er sagte einmal: „Um Joseph meine Anerkennung für seine Arbeit auszudrücken, habe ich wohl beinahe jedes positive Eigenschaftswort benutzt, das ich überhaupt kenne. Joseph ist ein demütiger und großartiger Mensch. Ich stehe mehr in seiner Schuld, als ich ihm jemals in diesem Leben zurückbezahlen könnte, und ich werde wohl bis in die Ewigkeit warten müssen, um ihm meine Dankbarkeit, meine Achtung und meine Liebe wirklich zeigen zu können."

Durch die vielen persönlichen Erlebnisse, die Elder Anderson über Jahrzehnte hinweg mit den Führern der Kirche hatte, schloß er sie immer mehr ins Herz. Als George Albert Smith 1945 Präsident der Kirche wurde, bat man Joseph Anderson, weiterhin der Sekretär der Ersten Präsidentschaft zu bleiben. Da er viel mit Präsident Smith unterwegs war, erfuhr er bald, daß dieser wahrhaftig ein Mann der Liebe war. Joseph Anderson erinnert sich an eine Begebenheit, bei der Präsident Smith seinen eigenen Mantel auf einen Packen Kleider legte, die mit dem Schiff nach Europa gebracht werden sollte, wo die Mitglieder der Kirche unter den Folgen des Zweiten Weltkrieges zu leiden hatten. Elder Anderson erinnert sich auch daran, wie Präsident Smith die Präsidenten der Vereinigten Staaten und Mexikos besuchte. Man ließ sogar den vormaligen US-Präsidenten Herbert Hoover im Vorzimmer warten, während Präsi-

VON FREUND ZU FREUND

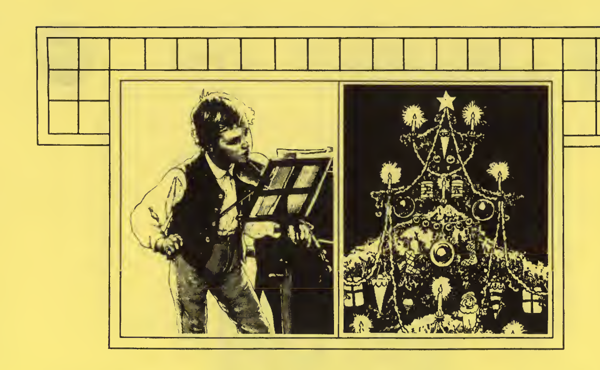
Janet Peterson

Nach einem Interview mit David B. Haight vom Kollegium der Zwölf

„Mein Großvater wurde gebeten, von Farmington in Utah nach Oakley in Idaho zu ziehen und dort der erste Bischof zu sein. Brigham Young meinte, wenn es dort Gras und Wasser gebe und Lebensmittel angebaut werden könnten, würden auch Leute hinziehen. Ich bin in dieser kleinen Stadt mit ihren paar hundert Einwohnern geboren, und es war gut für mich.

Mein Vater war später in Oakley Bischof. Er starb zwar schon, als ich erst acht Jahre alt war, aber ich kann mich noch gut an ihn erinnern. Er leitete auch die Bank am Ort. Ich bin immer gern in den Ort gegangen und habe in der Bank zugesehen, wie mein Vater an seinem Schalter mit jemandem redete. In meiner Vorstellung war mein Vater ein Mensch, der immer jemandem half. Ihm war bewußt, daß das Dienen unbedingt zum Evangelium dazugehört.

Ich war sehr stolz, als mein Vater Senator wurde. Er war der einzige Mormonenbi-



schof, der in Idaho ein Regierungsamt innehatte. Wenn mich jemand fragte, wie ich mit Bischof Haight oder Senator Haight verwandt sei, sagte ich immer stolz: ‚Ich bin sein Sohn!'

Von meiner Mutter lernte ich jeden Tag, ein gutes Leben zu führen. Sie hatte für uns Kinder immer eine Kuh, die wir versorgen mußten. Die Kuh brachte Disziplin in mein junges Leben, da sie immer frühmorgens und dann abends wieder gemolken werden mußte. Die Milch, die wir nicht brauchten, stellte Mutter mir immer in Eimern hin, die ich dann verschiedenen Nachbarn brachte.

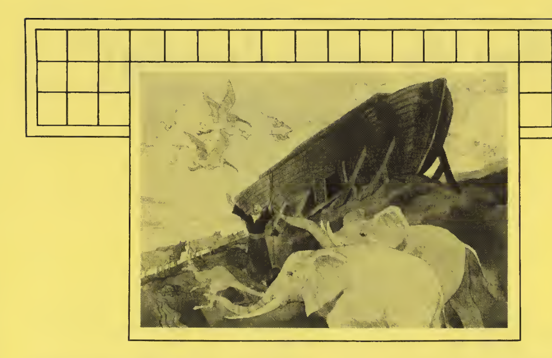
Als Kinder sorgten wir selbst dafür, daß wir Spaß hatten. Wir spielten einfache Spiele, zu denen wir keine teuren Geräte brauchten.

Neben der Schule war das wichtigste Gebäude am Ort unser Gemeindehaus. Die Mitglieder mußten es selbst in Ordnung halten — wir hatten nämlich keinen Hausmeister. Wir mußten das Gemeindehaus putzen und fegen und das Grundstück pflegen. Außerdem mußten wir die Kohleneimer füllen und sie neben den Ofen stellen. Wir waren sehr stolz darauf, daß wir das Haus des Herrn in Ordnung halten durften.

Bei uns zu Hause war der Sonntag immer etwas Besonderes. Die Stühle standen immer mit dem Rücken zum Tisch, so daß wir uns, wenn wir zum Essen kamen, erst hinknieten und unser Familiengebet sprachen.

Ich kann mich noch daran erinnern, wie wir in die Berge zogen, um uns einen Weihnachtsbaum zu holen. Wir schmückten ihn mit kleinen Kerzen, die in kleinen Blechhaltern am Baum befestigt wurden. In unserer Familie wurde immer ein Feuerkomitee eingesetzt, das aufpassen mußte, daß der Baum kein Feuer fing. Wir Kinder hatten jeder einen Weihnachsstrumpf für unsere Geschenke und bekamen jeder ein Geschenk. Natürlich gab es auch ein besonderes Weihnachtsessen und Weihnachtssingen, zu dem meine Schwester Klavier und ich Geige spielte.

Die Aufgabe der Kirche, jeder Nation, je-



dem Geschlecht, jeder Sprache und jedem Volk das Evangelium zu verkündigen, liegt mir ebenso am Herzen wie die Vervollkommnung der Heiligen. Die Heiligen vervollkommnen heißt, sie zu lehren, daß sie die Gebote halten und nach den heiligen Verordnungen leben, die sie zu Erhöhung und ewigem Leben führen.

Jedes Kind kann schon anfangen, eine feste, solide Grundlage dafür zu legen, was es werden will, und kann anfangen, seine Lebensmission zu erfüllen. Wenn ihr euch taufen laßt, gelobt ihr, den Namen Christi auf euch zu nehmen — mit dem festen Entschluß, ihm zu dienen.

Ihr jungen Leute, jetzt ist die beste Zeit, euch mit den heiligen Schriften vertraut zu machen. Ich kann mich noch an die Bibelgeschichten erinnern, die ich in meiner Jugend in dem kleinen blauen Buch meiner Mutter gelesen habe. Sie hat mir auch beigebracht zu beten. Für meine Mutter war es wichtig, daß wir lernten, mit unserem himmlischen Vater zu reden.

Lernt, den Herrn zu lieben und Liebe zu den Menschen zu entwickeln. Der Erretter wußte wirklich, was Liebe heißt. Als er mit den Pharisäern sprach, die sich wegen all der Gesetze stritten, wollte ein Rechtsgelehrter Jesus eine Falle stellen. ‚Er fragte ihn: Meister, welches Gebot im Gesetz ist das wichtigste?'

Er antwortete ihm: ‚Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben mit ganzem Herzen, mit ganzer Seele und mit all deinen Gedanken.

Das ist das wichtigste und erste Gebot.

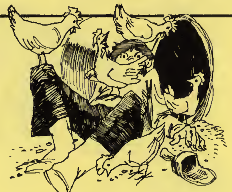
Ebenso wichtig ist das zweite: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst.

An diesen beiden Geboten hängt das ganze Gesetz samt den Propheten.' (Mt 22:36-40.)

Ich glaube, daß die Antwort, die der Erretter hier dem Rechtsgelehrten gibt, bedeutet: von allen Geboten sind diese beiden für uns am wichtigsten zu verstehen und zu halten.

Vergeßt nicht, zu beten, die heiligen Schriften zu lesen und eine Beziehung zu unserem himmlischen Vater zu entwickeln, außerdem alle Menschen zu lieben, und haltet die Gebote." □

„Bist du nicht durstig?"



H. Kent Rappleye

Es war, als wollte die Glocke nie läuten. *„Warum kommt mir der Tag, an dem Großvater kommt, immer vor wie der längste Tag im Jahr?"* dachte Tilo. *„Und wann —"*

Die Schulglocke unterbrach Tilos Gedanken laut, und er flitzte aus dem Klassenzimmer.

„Nicht so schnell, Tilo!" rief Frau Jung, seine Lehrerin, ihm nach. Tilo hörte sie kaum. Er mußte heute einfach schnell zu Hause sein. Großvater kam doch zu Besuch!

Auf dem Heimweg stolperte Tilo über einen Stein und fiel kopfüber hin. Seine Schulbücher und Hefte lagen überall verstreut. Er sprang auf, sammelte sie ein und lief weiter. „Warum muß mich bloß immer irgendwas aufhalten, wenn Großvater kommt!" sagte er zu sich selbst.

Als Tilo in die Küche gerast kam, wo seine Mutter gerade beim Brotbacken war, hatte er so ein Tempo drauf, daß er nicht anhalten konnte, und krachte gegen den Tisch, daß Mehlwolken hochstoben.

„Tilo! Was ist denn mit dir los?" schimpfte seine Mutter und wischte sich die Hände an der Schürze ab.

„Ich freue mich bloß so, daß Großvater kommt", antwortete Tilo. „Wo ist er denn?"

„Er ist noch nicht da. Vater ist schon zum Bahnhof gefahren. Jetzt ab mit dir aus der Küche; sammle doch bitte die Eier ein."

Tilo eilte zum Hühnerstall, um die Eier einzusammeln. Er war stolz, daß ihm keine kaputtgingen, weil doch sonst schon alles schiefgelaufen war. Als er dann aber Hühnerfutter holen wollte, lehnte er sich zu weit über das Körnerfaß, und es fiel um. Tilo versuchte die Körner wieder aufzuschaufeln, aber die Hühner pickten schon gierig danach und kletterten einfach auf ihm herum. Es war fürchterlich.

Als Tilo endlich aus dem Hühnerstall heraus war, lief er zum Haus zurück und schrie: „Ist Großvater schon da?"

„Noch nicht", antwortete seine Mutter.

Tilo setzte sich vor dem Küchenfenster auf einen alten Baumstumpf und pflückte sich ein paar Hühnerfedern von der Hose. „Wieso kann Großvater eigentlich nicht pünktlich sein?" murrte er.

„Meine Güte, Tilo", sagte seine Mutter. „Mach deine Arbeit fertig und hör auf, dir Sorgen zu machen, wann dein Großvater endlich kommt. Wenn er da ist, ist er da."

Tilo stand auf und stampfte mit dem Fuß

auf. Er konnte nicht verstehen, warum er der einzige war, der sich so freute, wenn Großvater kam.

Neben dem Haus nahm Tilo dann einen Eimer mit Kartoffelschalen und Gemüseabfällen für die Schweine mit. Als er zum Schweinekoben kam, strengte er seine ganze Kraft an, um den Eimer auf den Zaun zu heben, aber er paßte nicht auf, wohin er die Füße setzte. Plötzlich rutschte er aus und fiel gegen den Zaun, und bespritzte sich mit der Brühe. Tilo war sicher, daß die Schweine ihn auslachten.

Er stellte den Eimer weg und ging zum Haus zurück. Bevor er nach dem Großvater fragen konnte, schnüffelte seine Mutter schon und stöhnte: „Tilo, mußtest du unbedingt mit den Schweinen spielen? Jetzt mach dich erst mal sauber, ehe Großvater kommt!"

Tilo ging in sein Zimmer und zog die schmutzigen Sachen aus und fing an, sich zu waschen. Er schrubbte sich gerade das Gesicht, als seine Mutter jemand freudig begrüßte. „Großvater ist da!" rief Tilo und ließ sich das Seifenwasser in die Augen laufen. „Autsch!" schrie er und spülte sich schnell die Augen aus.

Sobald er saubere Sachen angezogen hatte, rannte er in die Küche. Gerade bevor er dort war, hörte er, wie seine Mutter sagte: „Ich muß schon sagen, Vater, ich weiß nicht, was mit dem Jungen los ist, wenn er weiß, daß du kommst. Er jammert den ganzen Tag und fragt, wann du endlich kommst, und kann überhaupt nichts richtig machen."

Tilo wurde rot und wollte sich verstecken, aber da kam Großvater schon aus der Küche. „Da bist du ja, Tilo. Wie geht es denn meinem Lieblingsenkel?" „Ich wollte nicht jammern, Großvater", sagte Tilo, „ich wollte bloß, daß du schneller ankommst."

„Du hast ja gehört, was deine Mutter gesagt hat", antwortete Großvater. „Ich habe es doch nicht mit Absicht gemacht", sagte Tilo. „Es ist bloß so. . ."

„Mach dir mal keine Sorgen", meinte Großvater. „Setz dich zu mir, dann erzähle ich dir, wie ich gelernt habe, nicht zu jammern."



Illustriert von Charles Shaw

„Vor etlichen Jahren hatte ich mal eine Arbeit, bei der ich alle Schafe in der Wüste in Zentral-Utah zählen mußte. Einmal bin ich dabei mit meinem Freund Hunkup, einem Indianer, losgeritten, um eine Herde zu zählen, und wir haben vergessen, Wasser mitzunehmen. In der Wüste ist es aber sehr heiß. Wenn man dann kein Wasser mitnimmt, muß man wissen, wo die Wasserlöcher sind, sonst verdurstet man."

„Wußtest du, wo die Wasserlöcher waren, Großvater?" fragte Tilo.

„Ich kannte ein paar, aber das nächste war einen Dreistundenritt entfernt. Auf dem Weg zu dem Wasserloch wurde ich sehr durstig. Ich fragt Hunkup: ‚Hunkup, bist du nicht durstig?' Er antwortete: ‚Nein, ich bin nicht durstig.'

Wir ritten ein bißchen weiter, und meine Lippen wurden so trocken, daß sie schon aufsprangen. Ich fragte Hunkup wieder: ‚Hunkup, bist du nicht durstig?' Wieder antwortete er: ‚Nein, ich bin nicht durstig.'

Ich konnte gar nicht mehr reden. Mein einziger Gedanke war: ‚Wasser.' Selbst unsere Pferde waren so durstig, daß sie kaum noch gehen konnten. Schließlich ritten wir über einen kleinen Hügel, und nicht weit von uns entfernt lag das Wasserloch.

Wie ein Blitz war Hunkup mit dem Gesicht nach unten im Wasserloch und trank, als wollte er es leertrinken. Ich taumelte hin, ließ mich neben ihm hinfallen und japste: ‚Hunkup, ich dachte, du hättest gesagt, du wärst nicht durstig.' Hunkup hob den Kopf aus dem Wasser, blickte mich an und antwortete: ‚Jetzt bin ich durstig.'

Weißt du Tilo, das Jammern über den Durst hat uns auch nicht schneller zum Wasserloch gebracht."

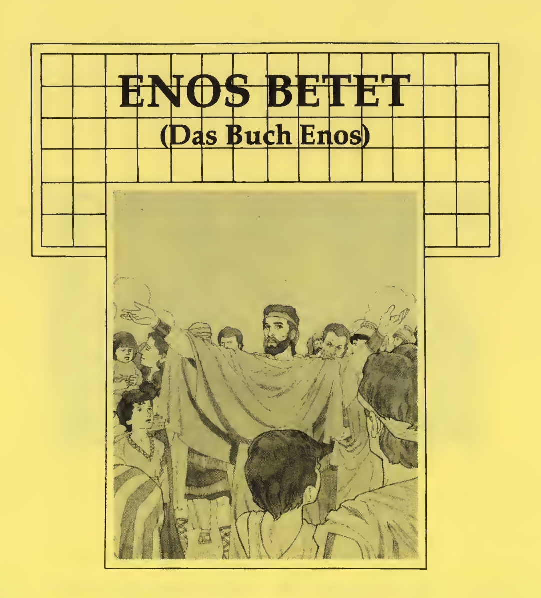
Tilo blickte den Großvater an und sah in den Augen des alten Mannes ein Lächeln. *„Wenn Großvater wieder kommt"*, dachte er, *„dann will ich genauso sein wie Hunkup. Ich wünsche mir dann, daß Großvater erst da ist, wenn er wirklich kommt."* □

Mal mich grün, blau oder braun an

Die Libelle, auch Wasserjungfer genannt, frißt Wasserkäfer, Mücken und andere fliegende Insekten. Ob die Libelle über den Teich huscht oder sich ausruht, sie sieht immer wie ein kleines Flugzeug aus. Die Flügel sind immer gerade ausgestreckt, und sie kann auf ihren Füßen nicht laufen. □

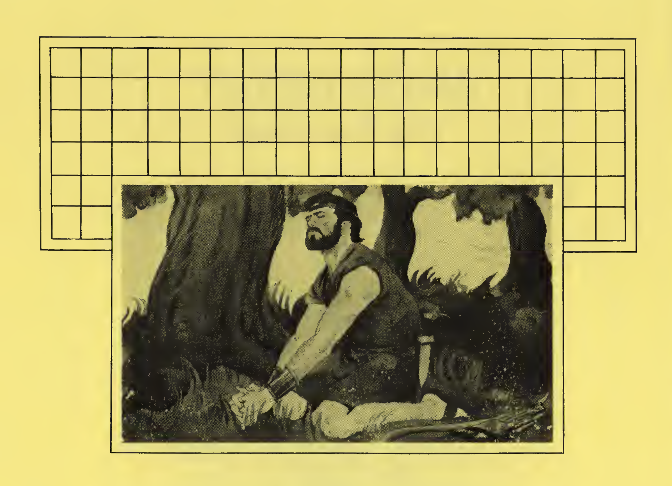
Roberta L. Fairall

ENOS BETET
(Das Buch Enos)



Als Enos einmal im Wald auf der Jagd war, mußte er daran denken, was er seinen Vater, Jakob, oft über das ewige Leben und die Freude der Heiligen hatte erzählen hören. Ihm wurde bewußt, daß er eigentlich etwas viel Wichtigeres suchen mußte als die Tiere, die er jagte. Enos kniete sich demütig zum Beten nieder und bekannte alle seine Sünden. Den ganzen Tag erhob Enos die Stimme zum Herrn und bat um Vergebung. Als die Nacht hereinbrach, flehte er noch immer zum Herrn. Enos wünschte sich die Vergebung seiner Sünden mehr als irgend etwas anderes auf der Welt. Er hörte nicht auf, zum Herrn zu beten und zu rufen, und schließlich hörte er eine Stimme sagen: „Enos, deine Sünden sind dir vergeben, und du sollst gesegnet sein."

Enos muß wohl sehr müde geworden sein, da er den Herrn ja schon viele Stunden lang angefleht hatte. Trotzdem dachte er noch nicht daran, sich auszuruhen. Er dachte vielmehr an sein Volk, die Nephiten, und schüttete dem Herrn noch einmal sein Herz aus. Diesmal betete er für die Nephiten. Nach vielem Beten hörte er in sich wieder die Stimme des Herrn;



sie erklärte ihm, daß die Nephiten entsprechend ihrer Rechtschaffenheit gesegnet werden würden.

Dann betete Enos für seine Feinde, die Lamaniten, die sehr schlecht geworden waren. Obwohl sie ständig darauf aus waren, das Volk von Enos zu vernichten, war sein Herz von Liebe und Sorge um sie erfüllt.

Der Herr wußte, daß die Herzenswünsche von Enos rechtschaffen waren; deshalb sagte er zu ihm: „Was auch immer ihr voll Glauben und im Vertrauen darauf, daß ihr empfangen werdet, im Namen Christi erbittet, das werdet ihr empfangen."

Enos war auch besorgt um die heiligen Aufzeichnungen der Nephiten. Er wußte, daß die Lamaniten sie vernichten wollten. Mit großem Glauben betete er, die Aufzeichnungen mögen bewahrt und zu einer späteren Zeit für die Lamaniten hervorgebracht werden.

Enos wußte, daß alles, was der Herr ihm gesagt hatte, wahr war, deshalb empfand er jetzt endlich inneren Frieden und tat von da an alles, was er konnte, um das Werk des Herrn zu vollbringen. Sein Leben lang lehrte er das Evangelium und gab Zeugnis. Beten und das, was sein Vater ihn gelehrt hatte, brachte ihn dem Herrn nahe, und er wollte auch seine Mitmenschen an diesem großen Segen teilhaben lassen. ☐



Ende der vierziger Jahre begleitete Joseph Anderson (ganz rechts) George Albert Smith (Mitte), als dieser den Präsidenten von Mexico besuchte. Dort trafen sie auch den ehemaligen US-Präsidenten Herbert Hoover (Links neben Präsident Smith).

dent Smith dem mexikanischen Präsidenten Avila Camacho das Buch Mormon erklärte und davon Zeugnis gab.

Nach Präsident Smiths Tod diente Joseph Anderson 19 Jahre lang unter David O. McKay. Der Lehrer seiner Jugendzeit war nun Präsident der Kirche. Präsident McKay und seine Frau, Emma Ray Riggs McKay, verkörperten für Joseph Anderson — wie auch für die gesamte Kirche — das Ideal zweier Menschen, die einander wirklich liebten und auch große Liebe für das Evangelium hatten. „Er war immer liebevoll, rücksichtsvoll und höflich", erinnerte er sich. Als Präsident McKay im Sterben lag, besuchte Elder Anderson ihn in seiner Wohnung. Präsident McKay lag auf dem Sofa — händehaltend mit seiner lieben Frau. „Ich fragte Schwester McKay, wie sie sich fühlte, und sie sagte: ‚Mir geht es gut, aber ich mache mir Sorgen um meinen Jungen.' Ich sagte: ‚Er ist also immer noch Ihr Junge?' ‚Natürlich', erwiderte sie. Daraufhin sagte ich: ‚Er ist der Beste, nicht wahr?', und sie antwortete: ‚Das ist er ganz bestimmt!'" Joseph Anderson empfand in den fast 30 Jahren, die er ihm diente, tiefe Achtung für Präsident McKay, und er erlebte, wie sich die Kirche unter seiner Präsidentschaft ausbreitete. In diesen Jahren, in denen sich die Kirche über die ganze Welt verbreitete, suchte die Erste Präsidentschaft in Anbetracht seiner langjährigen Erfahrung öfters bei Joseph Anderson Rat. Von seinem guten Rat und Sachverstand wurde auch in der Geschäftswelt Gebrauch gemacht. Wenn er nicht gerade von Kirchenangelegenheiten beansprucht wurde, arbeitete er im Direktionsausschuß des Verlags Deseret Book, in dem er 40 Jahre als Sekretär und Schatzmeiser fungierte. In seinen Unterlagen befindet sich eine besondere Auszeichnung, die ihm von der Encyclopaedia Britannica verliehen wurde, und zwar für seinen Artikel über die Kirche, den er als Sprecher der Ersten Präsidentschaft verfaßt hatte.

Zusätzlich widmete er seine Fähigkeiten der Direktion einer kleinen Zuckerfabrik und einer Eisenbahngesellschaft, deren Vize-Präsident er war. Seine Leistungen auf diesem Gebiet und sein Dienst in der Kirche verschafften ihm Beachtung in Nachschlagewerken wie *Who's Who in Amerika, Who's Who in Finance and Industry* und *Who's Who in Religion*.

Bald nach seiner Berufung als Generalautorität setzte Elder Anderson als leitender Direktor der Abteilung für Kirchengeschichte seine lebenslange Arbeit mit den Kirchenberichten fort. Unter seiner Leitung erweiterte sich diese Abteilung zu einer bedeutenden Einrichtung für kirchengeschichtliche Forschungen und zu einem gut organisierten Aufbewahrungs-

ort für das umfangreiche Archiv der Kirche.
1977 wurde Elder Anderson Mitglied des Ersten Kollegiums der Siebzig und trat zwei Jahre später im Alter von 90 Jahren teilweise in den Ruhestand — als emeritiertes Mitglied des Ersten Kollegiums der Siebzig.
Aber Elder Anderson setzte sich wirklich nur teilweise zur Ruhe. Mit 93 Jahren kommt er immer noch regelmäßig zur Arbeit ins Verwaltungsgebäude. An den Wänden seines Büros hängen viele Bilder ehemaliger Präsidenten und Apostel der Kirche — jedes einzelne mit einer persönlichen Widmung. In seinen Regalen, die bis zur Decke reichen, stehen die Erstausgaben vieler bekannter Kirchenbücher, einschließlich einer Ausgabe seiner eigenen Memoiren *Prophets I Have Known (Die Propheten, die ich gekannt habe),* die 1973 veröffentlicht wurden. Entspannt sitzt er in seinem Bürosessel; er sieht schlank und kräftig aus, und sein Zeugnis ist so lebendig wie eh und je.
„Das Leben ist schön", sagt er, „dank dem Evangelium Jesu Christi." Besonders dankbar ist er für seine Gesundheit. Seine Tatkraft und die Tatsache, daß er frei von körperlichen Gebrechen ist, schreibt er den Segnungen des Herrn zu — und seiner vielen körperlichen Bewegung. Noch immer geht er zwei- bis dreimal in der Woche schwimmen, eine Gewohnheit, der er bereits seit etwa 80 Jahren nachgeht, und macht außerdem lange Spaziergänge, wie er es immer getan hat. „Wir können nicht erwarten, daß der Herr alles allein tut; wir müssen uns an die Prinzipien einer gesunden Lebensführung halten."
Niemand, der Elder Anderson hinter dem Rednerpult gesehen hat, zweifelt daran. Wenn er spricht, schlägt er mit der Faust auf, um seinen Worten Nachdruck zu verleihen; sein ganzer Körper steckt voller Energie. Seine Stimme ist kräftig, und er spricht voller Überzeugung.
Da er sich darüber in klaren ist, daß viele seiner Zuhörer im Glauben gestärkt werden müssen, ermahnt er sie liebevoll: „Bitte laßt es nicht außer acht! Laßt die errettende Kraft des Evangeliums nicht außer acht und geht nicht an den größten Segnungen eures Lebens einfach vorbei." Seine dringende Bitte wird noch verstärkt durch das Gefühl, daß er einer von uns ist, und durch seine warme, freundliche Ausstrahlung, die seine Zuhörer auf seine Ebene hebt. Er spricht nicht herablassend — sondern mit dem brüderlichen Eifer, die Freude, die sein Zeugnis ihm bringt, mit anderen zu teilen. Trotz all seiner Erfahrung bleibt er stets dabei, er sei einfach ein gewöhnlicher Mensch. „Ich war nie Bischof, auch nie Pfahl- oder Missionspräsident", bemerkt er. In seiner ersten Konferenzansprache, anläßlich der Oktoberkonferenz 1970, sagte er von sich selbst, er sei durch seine Unzulänglichkeit gedemütigt. Dennoch konnte er seine Berufung gelassen annehmen, denn in seinen 80 Jahren hatte er gelernt, was für einen Preis er zahlen muß, um ein Ziel zu erreichen. Elder Anderson gewinnt seine Zuversicht aus einem einfachen Grundsatz des Evangeliums: „Wenn wir irgendeine Segnung von Gott erlangen, dann nur, indem wir das Gesetz befolgen, auf dem sie beruht." (LuB 130:21.) Er betont seine Abhängigkeit vom Herrn und betet ohne Unterlaß, daß der Herr ihn befähigen möge, seine Aufgaben zu erfüllen; er ist sich aber auch im klaren darüber, daß er sein Teil dazu beitragen muß. „Der Preis ist das Halten der Gebote", versichert er. „Wir können die Erhöhung im Reich unseres himmlischen

Vaters nicht im Sonderangebot bekommen.“

In seinem hohen Alter ist Elder Anderson ein lebendiges Zeugnis für die Richtigkeit dieses Grundsatzes. Aufgrund seiner Bereitschaft, jeden Preis zu zahlen, der verlangt wird, um die Segnungen des Herrn zu erhalten, führt er ein Leben voller — wie er sagt — liebenswerter Bekanntschaften und Erfahrungen, die er nicht missen möchte. Ihm tun die Menschen leid, die sich für ein unausgefülltes Leben ohne das Evangelium entscheiden. „Das Leben eines Menschen ist zum größten Teil wertlos, solange es nicht von einem besonderen Zweck geprägt wird und ihm damit Halt gibt“, hat er den Mitgliedern oft eindringlich gesagt. „Und es gibt keinen besseren Zweck, als unseren Mitmenschen sowie uns selbst behilflich zu sein, die glorreiche Errettung zu erlangen, die der Herr uns verspricht.“ Seine Familie wird wohl am meisten von seiner selbstlosen Tatkraft beeinflußt. In seinem Büro hängt ein Bild von seinen drei Kindern, Bette, Joseph und Elaine, das er besonders gern hat. Er hat außerdem große Freude an seinen zehn Enkeln und fünfundzwanzig Urenkeln, die ihn alle „Papa“ nennen. Schwester Anderson, die 20 Jahre lang im Hauptausschuß der GFV gearbeitet hat, ist, so sagt er, „eine wunderbare Frau“. Als sie über lange Jahre hinweg krank war, wurde sie von ihrem Mann geduldig und voller Hingabe gepflegt. Ihre Kinder bezeichnen sie als „starke und elegante Frau“. Die Kinder von Bruder und Schwester Anderson erinnern sich gern an die liebevolle Atmosphäre in ihrer Familie: „Vater war niemals streng, sondern immer lieb und voller Demut“, sagt eine seiner Töchter. Die andere Tochter erinnert sich, daß sie einen aufmunternden Brief von ihrem Vater bekam, als sie gerade eine schwere Zeit in ihrem Leben durchmachte; dieser Brief änderte ihre ganze Einstellung. „Er sagt nie etwas Unfreundliches und macht auch mal gern einen Spaß mit.“ Mit seinen über 90 Jahren macht er immer noch Turnübungen mit seinen Enkeln.

„Laßt die errettende Kraft des Evangeliums nicht außer acht, und geht nicht an den größten Segnungen eures Lebens einfach vorbei.“

Geschäftsmann, Sekretär von Präsidenten und Generalautorität in der Kirche des Herrn — diese Berufungen haben dazu beitragen, Elder Andersons Leben zu etwas Besonderem zu machen. Vor allem aber ist er ein edler, zuvorkommender Mensch, der den Geist des Evangeliums ausstrahlt, und allen, die ihn kennen, ein selbstloser Freund ist. Der britische Premierminister Benjamin Disraeli (1804-1881) schrieb einmal: „Das Leben ist ein Kampf, und das Alter ist voller Reue“, aber Joseph Anderson verspürt keinerlei Reue. Der arme Bauernjunge, der vor fast einem Jahrhundert über die Hügel von Roy in Utah ritt, ist für uns ein lebendiges Zeugnis dafür, daß ein Leben voller Hingabe an die Absichten unseres himmlischen Vaters großen inneren Frieden mit sich bringt und daß ewiges Wachstum auch ewige Freude bedeutet. ☐

Breck England, Lehrer an einer High-School, ist Ratgeber in der Missionspräsidentschaft des Pfahles Bountiful-Utah-Central.



Illustriert von Lee Shaw

Das Licht bewegt sich nie

Spencer J. Condie

Ein interessanter Versuch auf dem Gebiet der Sozial-Psychologie erforscht, inwieweit wir uns in unserem Urteil von anderen Menschen beeinflussen lassen. Ein Psychologe hat einen Apparat konstruiert, der sehr helle Lichtimpulse erzeugt, die kurz aufleuchten, wenn man sie anschaltet. Beobachtet man nun dieses Aufflammen eines Lichtpunktes im verdunkelten Raum, scheint sich der Punkt jedesmal zu bewegen, obwohl der Apparat völlig unbeweglich ist. Dies ist der autokinetische (Eigenbewegungs-) Effekt, und er spielt bei diesem Experiment eine wichtige Rolle.

Im ersten Teil des Versuchs wird jemand — nennen wir ihn Bill — in einen verdunkelten Raum geführt, wo er abschätzen soll, wie weit sich der winzige Lichtpunkt bewegt — jedesmal wenn er aufflammt. Beim ersten Mal schätzt er 2 Zentimeter, beim zweiten Mal 3 Zentimeter und beim dritten Mal 4 Zentimeter. Nach mehreren Versuchen entscheidet er sich für einen durchschnittlichen Wert von 3 Zentimetern.

Bill wird dann aus dem Raum geführt, und Susanne wird gebeten, hereinzukommen und sich etwa einen Meter von dem Apparat entfernt hinzusetzen. Sobald sie die Lichtpunkte sieht, nennt sie die von ihr geschätzten Werte. Zuerst gibt die 3 Zentimeter an, dann 2 Zentimeter, bis ihre Schätzungen schließlich bei ungefähr einem Zentimeter liegen.

Nachdem ihre Ergebnisse festgehalten wurden, wird Bill gebeten, ebenfalls wieder in den Raum zu kommen. Beide werden angewiesen, wiederum ihre jeweiligen, persönlichen Schätzungen laut anzugeben. Nachdem der erste Lichtpunkt zu sehen war, sagte Bill: „3 Zentimeter", und Susanne erwidert: „ein Zentimeter". Beim nächsten Versuch sagte Susanne „Anderthalb", und Bill antwortete: „Zweieinhalb." Nach mehreren aufeinanderfolgenden Versuchen stimmen sie überein, daß sich der Lichtpunkt jedesmal um 2 Zentimeter bewegt.

Obwohl das Ergebnis dieses interessanten Versuche unbedeutend erscheint, ist es doch in vielerlei Hinsichten aufschußreich. *Das Licht bewegt sich nie.* Nur unsere Wahrnehmung von dem Licht verändert sich. Wenn wir mit Menschen zusammentreffen, die anderer Meinung sind als wir, lassen wir uns oft durch ihre Ansichten in unserem Urteil beeinflussen. Umgekehrt beeinflußt unsere Meinung ihre Weltanschauung.

Nur einige von uns haben die Gelegenheit, in einem solchen Versuchslabor ihre Meinung zu äußern, doch müssen wir alle im täglichen Leben immer wieder wichtige Beurteilungen vornehmen. Manches Mal neigen wir dazu, ewige Wahrheiten außer acht zu lassen. Zum Beispiel diese:

„Jedem Menschen ist der Geist Christi gegeben, damit er Gut von Böse unterscheiden könne." Wenn wir für den Geist des Herrn empfänglich sind, versichert uns der Herr: „Darum zeige ich euch, wie ihr urteilen sollt." (Moro 7:16.) Der Erlöser bezeichnet sich selbst als „das Licht der Welt" und sagt: „Wer mir nachfolgt, wird nicht in der Finsternis umhergehen, sondern wird das Licht des Lebens haben." (Joh 8:12.) Dieses Licht bewegt sich nie. Wenn es aber so aussieht, als habe sich das Licht von uns entfernt, sind eigentlich wir es, die sich entfernt haben.

Nicht selten geht es uns im täglichen Leben so wie in dem verdunkelten Versuchsraum, nämlich daß wir gewohnte Grundsätze aus den Augen verlieren. Dann bilden wir uns ein, das Licht habe sich entfernt. Es gibt verschiedene Möglichkeiten, sich vom Licht Christi zu entfernen. Eine davon kennt man, sie fängt damit an, daß man sagt: „Das ist ja nicht so schlimm wie. . ."

„Ich fluche oft, aber den Namen des Herrn mißbrauche ich nie."

„Ich zahle zwar keinen vollen Zehnten, aber wenigstens zahle ich überhaupt etwas."

„Ich schaue mir manchmal im Kino Filme an, die man vielleicht als moralisch nicht ganz einwandfrei bezeichnen könnte, aber die wirklich schlimmen Filme schaue ich mir nie an."

„Sicher bin ich bei meiner Steuer nicht ganz ehrlich, aber nicht so sehr wie andere Leute, die ich kenne."

„Ich betrachte es nicht als Klatsch, wenn ich die Wahrheit erzähle."

„Wenn du findest, daß meine Kleider wild aussehen, solltest du erst mal sehen, was die andern in der Schule anhaben."

Um es mit Nephis Worten zu sagen: „Und so täuscht der Teufel ihre Seele und verführt sie — sachte hinab zur Hölle." (2 Ne 28:21.)

Das Licht entfernt sich nie von uns, aber je mehr wir mit Anomalem, Entwürdigendem und keineswegs Wünschenswertem in Berührung kommen, desto selbstverständlicher und begehrenswerter erscheint es uns. Wir werden immer unempfänglicher für die Eingebungen der leisen, feinen Stimme. Der Apostel Jakobus — dessen Brief auch den jungen Propheten Joseph Smith veranlaßte, den Herrn im Gebet zu suchen — hilft uns, diesen Vorgang besser zu verstehen:

„Glücklich der Mann, der in der Versuchung standhält. Denn wenn er sich bewährt, wird er den Kranz des Lebens erhalten, der denen verheißen ist, die Gott lieben.

Keiner, der in Versuchung gerät, soll sagen: Ich werde von Gott in Versuchung geführt. Denn Gott kann nicht in die Versuchung kommen, Böses zu tun, und er führt auch selbst niemand in Versuchung. Jeder wird von seiner eigenen Begierde, die ihn lockt und fängt, in Versuchung geführt.

Wenn die Begierde dann schwanger geworden ist, bringt sie die Sünde zur Welt; ist die Sünde reif geworden, bringt sie den Tod hervor. . . . Darum legt alles Schmutzige und Böse ab, seid sanftmütig und nehmt euch das Wort zu Herzen, das in euch eingepflanzt worden ist und das die Macht hat, euch zu retten." (Jakbr 1:12-15,21.)

Ihr seid die Jugend, die ein besonderes Geburtsrecht hat, und an euch richtet sich die Aufforderung, „die großen Taten dessen zu verkünden, der euch aus der Finsternis in sein wunderbares Licht gerufen hat". (1 Petr 2:9.)

Vergeßt nicht, das Licht bewegt sich nie. □

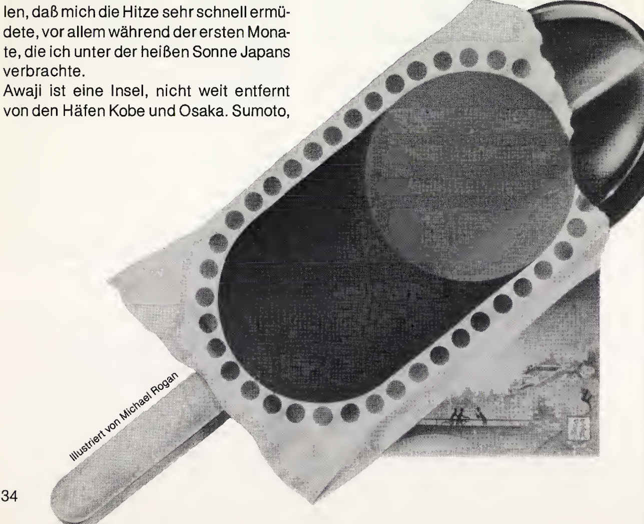
Wie es sich doch für Heilige geziemen würde

Brent Schindler

Im Süden Idahos aufgewachsen, war ich einen heißen Sommer gewohnt, aber der Sommer, den ich auf der Insel Awaji in Japan verbrachte, war wegen der hohen Luftfeuchtigkeit fast unerträglich. Ich war noch neu auf Mission und mußte die japanische Sprache erst lernen und auch die japanische Kultur verstehen lernen. Aber zu meinem Kummer mußte ich feststellen, daß mich die Hitze sehr schnell ermüdete, vor allem während der ersten Monate, die ich unter der heißen Sonne Japans verbrachte.

Awaji ist eine Insel, nicht weit entfernt von den Häfen Kobe und Osaka. Sumoto, die größte Stadt auf dieser winzigen Insel, ist voller Gerüche, Klänge und Szenen, die für Japan typisch sind. In dieser Stadt ist — im Gegensatz zu Osaka oder Kobe — nur sehr wenig vom Einfluß der weitentfernten westlichen Länder zu spüren. Die Insel liegt zwar in Sichtweite von Osaka, einer der japanischen Großstädte, scheint aber völlig abgeschnitten, wenn man von dem Schnellboot und der Fähre absieht, die täglich die kleine, verträumte Insel mit dem Festland verbinden.

Schon am frühen Morgen saß ich an meinem Tisch. Ich hatte mich mit meinem Stuhl so weit nach hinten gelehnt, daß er nur noch auf zwei Beinen stand und ich balancieren mußte, um nicht umzukippen. Mein Buch ‚Lehre und Bündnisse' lag offen auf meinem Schoß, und ich be-



Illustriert von Michael Rogan

gann den 105. Abschnitt zu lesen. Ich las flüchtig über die ersten beiden Verse hinweg, aber der dritte Vers erregte meine Aufmerksamkeit. Ich las ihn noch einmal: „Aber siehe, sie haben nicht gelernt, das zu befolgen, was ich von ihnen gefordert habe, sondern sind voll von allerart Bösem, und sie geben von ihrem Besitz den Armen und Bedrängten unter ihnen nichts ab, wie es sich doch für Heilige geziemen würde."

„Wie es sich für Heilige geziemen würde. . ." — als ich aufschaute und darüber nachdachte, was dieser Satz wohl bedeutete, verlor ich plötzlich das Gleichgewicht, und ich schaffte es gerade noch, mich nach vorn zu beugen, um nicht samt meinem Stuhl nach hinten zu fallen. Es wäre wohl gar nicht so schmerzhaft gewesen, auf die Tatamin-Matte zu fallen, die auf dem Boden unserer japanischen Wohnung lag, aber als stolzer junger Missionar wollte ich nicht unbedingt auf meinen Senior-Mitarbeiter fallen, der mit seinem Schlafsack genau hinter mir lag. Draußen begrüßte eine muntere Grille die ersten Sonnenstrahlen, und die Insekten in einem nahegelegenen Reisfeld veranstalteten eine lebhafte Sommerserenade.

Nachdem mein Mitarbeiter und ich gefrühstückt hatten, begann ich, die Diskussion über das Priestertum zu studieren, die ich gegen Ende der Woche durchführen sollte. Langsam begann ich, Satz für Satz auszusprechen. Es verwunderte mich jedesmal, um wieviel schwieriger es war, die japanischen Sätze auszusprechen, als sie mir einfach durch den Kopf gehen zu lassen, was eigentlich ziemlich schnell ging. Die Luftfeuchtigkeit schien immer mehr zuzunehmen, während ich mich abmühte, die Worte zu lernen, die notwendig waren, um die Wiederherstellung des Aaronischen Priestertums zu erklären. Während ich angestrengt versuchte, mich an den komplizierten Satzbau zu erinnern, hörte ich, wie die Tür zu dem großen japanischen Haus, das wir auch als Gemeindehaus benutzten, aufgeschoben wurde. Da ich von unserem unvorhersehenen Gast keine freundliche Begrüßung hörte, wußte ich, daß uns der taubstumme Bruder Shinuki, der erst vor kurzem getauft worden war, einen seiner regelmäßigen Besuche abstattete. Bruder Shinuki war ein kleiner, schmaler Mann, der täglich auf seinem uralten Fahrrad durch die Gegend fuhr. Ein gefährlich steiler Weg führte zu seiner winzigen Hütte, die auf einem kleinen zerklüfteten Hügel außerhalb Sumotos lag. Sein einsiedlerisches Dasein muß wohl der Grund dafür gewesen sein, daß er immer bemüht war, Freunde zu finden, wobei ihm auch seine Taubheit nicht im Wege stand. Bruder Shinuki hatte die Missionare vor meiner Ankunft in Awaji kennengelernt und die freundlichen, christlichen Fremden gleich ins Herz geschlossen. Mit der Hilfe eines Mitglieds aus Osaka, welches die Taubstummensprache beherrschte, war ihm das wiederhergestellte Evangelium gelehrt worden, und er hatte sich taufen lassen. Obwohl ich die Taubstummensprache nicht konnte, freuten mich meine Versuche, mich mit meinem taubstummen Freund zu unterhalten. Mit Hilfe von scharadeähnlichen Handbewegungen und kleinen Bildern lernten wir uns erstaunlich gut kennen. Ich wunderte mich oft — da er sich ja sprachlich nicht verständigen konnte — über sein starkes Zeugnis und seinen tiefen Einblick in die Grundsätze des Evangeliums, die sich hinter seinem breiten, freundlichen Lächeln verbargen.

Es war ein sehr heißer Tag. Da wir nun

wegen Bruder Shinukis Besuch sowieso nicht mehr weiterstudieren konnten, beschlossen mein Mitarbeiter und ich, ihm ein bißchen Gesellschaft zu leisten und zusammen mit ihm in den nahegelegenen Laden zu gehen, um uns ein Eis zu kaufen. Auch wollten wir uns diese Erfrischung gönnen, bevor wir uns in dem feuchten Klima wieder auf den Weg machten, um die Leute zu finden, die bereit waren, die Botschaft zu hören, die uns so am Herzen lag. Wir kauften uns alle ein Eis, und dann flüchteten wir in den Schatten eines alten Holzhauses. Die Vorderseite des Hauses war von der Hitze versengt, und es bot seinen drei ungewöhnlichen Gästen nur wenig Schutz. Das Eis schmeckte nicht besonders gut, aber es war billig, und das machte es unwiderstehlich. Wenn man besonderes Glück hat, findet man, nachdem man das Eis gegessen hatte, auf dem Stiel in japanischen Schriftzeichen das Wort „Atari" aufgedruckt. Der stolze Besitzer eines solchen Eisstiels kann diesen gegen ein neues Eis umtauschen, ohne dafür bezahlen zu müssen. Der Gedanke, einen solchen begehrten Stiel zu bekommen, wurde mit steigender Temperatur immer verlockender. Als ob ich einem instinktiven Ritual folgte, aß ich die gefrorene Masse rund um den Stiel und ließ nur eine dünne, weiße Schicht übrig, dort nämlich wo möglicherweise das „Atari" eingestanzt war. Der letzte Biß war entscheidend, denn er ließ mich wissen, ob ich das nächste Eis kostenlos erhalten würde oder aus eigener Tasche bezahlen mußte. Bei dem entscheidenen Biß jedoch konnte meine Zunge den glatten Stiel fühlen. Meine Augen bestätigten mir zusätzlich, daß der Stiel glatt und ohne jegliche japanischen Schriftzeichen war. Ich bemerkte, daß es meinem Mitarbeiter nicht anders erging und auch er das Zauberwort nicht auf seinem Stiel gefunden hatte. Etwas entttäuscht stellten wir fest, daß Bruder Shinuki mehr Glück gehabt hatte als wir. Die Schriftzeichen „Atari" zierten seinen Eisstiel. Neidisch betrachteten wir seinen Eisstiel; dabei schauten wir uns an, als ob wir uns gegenseitig trösten wollten.

Unser taubstummer Freund war glücklich über seinen soeben entdeckten Schatz. Er strahlte über das ganze Gesicht und lächelte mir und meinem Mitarbeiter zu. Kurz entschlossen sprang er dann auf die schmale Straße und überreichte seinen kostbaren Eisstiel einem kleinen Jungen, der gerade auf seinem Fahrrad vorbeifuhr. Das Lächeln unseres taubstummen Freundes schien ansteckend zu sein, denn der kleine Junge fing ebenfalls an zu strahlen, als er den Eisstiel nahm und damit zum Laden eilte, um seine gefrorene Köstlichkeit abzuholen. Bruder Shinuki kehrte zu seinen beiden gedemütigten Freunden zurück. Obwohl sich unser Freund dessen nicht bewußt war, wurde er in diesem Moment unser Lehrer — ein Beispiel wahrer Selbstlosigkeit. Mir wurde auf einmal klar, daß Bruder Shinuki erkannt hatte, was es bedeutete, seine Habe mit anderen zu teilen, so „wie es sich doch für Heilige geziemen würde". Wir erkannten in diesem Moment, daß jemand, der sein Zeugnis nicht in Worten ausdrücken kann, dennoch in der Lage ist, es durch sein Leben mitzuteilen. Auf eine leise Art war unsere Schwierigkeit, uns zu unterhalten, verschwunden, und einen Augenblick lang herrschte unter uns eine unbehinderte Verständigung — ein Moment, der sich nicht mit Worten beschreiben läßt, sondern nur mit dem Herzen verstanden werden kann. □

DIE EWIGKEIT SCHAUEN



Don Lind



Der Mormonentabernakelchor wird oft eingeladen, bei besonderen Anlässen überall in den USA zu singen, unter anderem auch beim Amtsantritt eines neuen Staatspräsidenten, und jedesmal bitten die Veranstalter um das sogenannte „Kampflied der Republik" („Battle Hymn of the Republic").

Julia Ward Howe schrieb dieses Lied während des Amerikanischen Bürgerkrieges (1861-1865). Sie hatte ein Militärlager der Nordstaaten besucht und dort Männer für eine Sache kämpfen sehen, deren Größe jedes persönliche Interesse überragte und alle unvollkommenen Motive und weltliche Ambitionen in den Schatten stellte. Einen Augenblick lang schaute sie die Herrlichkeit, die aus dem Schmerz und Kummer dieses furchtbaren Krieges erstehen konnte, und sie schrieb sinngemäß: „Mein Auge schaut die Herrlichkeit des Kommens unsres Herrn, . . . seine Wahrheit geht voran."

Ihre Vision der Herrlichkeit hat viele Menschen inspiriert und ihnen den letzten Mut gegeben, der ihnen zum Erreichen ihrer Ziele noch fehlte.

Wir alle brauchen Mut, wenn wir unser Ziel erreichen wollen, und wir alle müssen „die Herrlichkeit des Kommens unse-

res Herrn“ schauen. Wir alle brauchen eine Vision von der Ewigkeit.

Die HLT-Pioniere müssen die Ewigkeit geschaut haben. Man denke nur einmal daran, was es wirklich geheißen hat, Pionier zu sein. Man denke an die enteigneten Heiligen, wie sie über den zugefrorenen Fluß zurückblickten auf ihre schönen und bequemen Häuser in Nauvoo. Man stelle sich vor, wie es für eine meiner Großtanten gewesen sein muß, die erst fünf Jahre alt war, als sie von Winter Quarters in Nebraska zum Salzseetal marschierte, oder wie es gewesen sein muß, hinter einem Ochsengespann oder vor einem Handkarren den staubigen Weg zurückzulegen. Sechs Monate Marsch durch Morast und Staub! Man denke an die Mütter, die auf der Prärie Kinder gebaren, an das Herzeleid, wenn ein Neugeborenes in ein flaches Grab gelegt werden und mit Steinen bedeckt werden mußte, und wenn sie beteten, die Wölfe mögen den kleinen Leichnam unversehrt lassen.

Was kann diese Menschen nur motiviert haben, unter solchen Bedingungen weiterzumachen? Es zwang sie ja niemand, sie hätten umkehren können. Was hat die getreuen Heiligen zu ihrer Leistung angespornt? Ich meine, sie haben die Herrlichkeit des Reiches Gottes geschaut. Als Brigham Young das Salzseetal sah, standen dort noch nicht die Häuser und Tempel, die da, wie er wußte, eines Tages stehen würden. Aber er schaute die Herrlichkeit und zweifelte nie. Und er war nicht der einzige. Jeder hatte auf seine Weise die Herrlichkeit des Reiches Gottes geschaut. Das hatte sie beim Marsch über die Prärie aufrecht gehalten. Sie mußten die Herrlichkeit gesehen haben — es war ihre Vision, ihr Zeugnis.

Ein weiteres Beispiel, das mir sehr viel bedeutet, ist das meiner Urgroßmutter. Sie wuchs in einem schönen Teil Englands mit sanften grünen Hügeln auf. Ihre Familie war nicht reich, doch ging es ihr, gemessen an den damaligen Gegebenheiten, nicht schlecht. Die Familie ließ diese Lebensumstände hinter sich, um über den Atlantik auszuwandern — nicht mit dem Flugzeug oder mit einem eleganten Linienschiff. Zusammen mit einer Gruppe Heiliger konnten sie in Liverpool ein Schiff chartern. Das einzige Schiff, das zur Verfügung stand, hätte schon aus dem Verkehr gezogen werden sollen, doch überredeten sie die Besitzer zu einer letzten Fahrt über den Atlantik. Die Besitzer dachten, es sei einigermaßen wahrscheinlich, daß es die Fahrt durchstünde. Man fand einen Kapitän und eine Mannschaft, die bereit war, das lecke alte Schiff zu bedienen.

Nach ungefähr einer Woche auf See gerieten sie in einen furchtbaren Sturm.

Der Kapitän wollte nicht, daß vor Panik kopflose Passagiere mittem im Sturm seiner Mannschaft in die Quere gerieten, und so verriegelte er einfach die Luken, um sicherzugehen, daß alle unter Deck blieben. An Flucht war nicht zu denken.

Unten im finsteren Schiffsbauch rissen sich die schweren Reisetruhen der Heiligen aus der Verankerung und rutschten in den Kabinen hin und her, so daß sich die Passagiere vor Angst, es könnten ihnen in der Finsternis die Beine zerschmettert werden, nicht aus den Kojen wagten. Sie hatten auch ihr Kochgeschirr mit, und die Töpfe und Pfannen rollten scheppernd hin und her und machten fast mehr Lärm als die Kinder, die die ganze Nacht vor Angst in der Dunkelheit schrien.

Als der Sturm sich legte und die Heiligen wieder an Deck durften, hielten sie sofort

einen Gottesdienst ab und dankten dem Herrn für ihre Rettung. Der alte Kapitän war sehr beeindruckt. Nachdem er sie singen und beten gehört hatte, sagte er: „Sie müssen einen Gott verehren, der große Stücke auf Sie hält, sonst lägen wir schon seit heute morgen auf dem Grund des Meeres. Die ganze Nacht ist Wasser ins Schiff gedrungen, und die Matrosen standen knietief im Wasser und haben um ihr Leben gepumpt, während das Schiff im Sturm getrieben ist."

Nun hatten sie ja alle im voraus gewußt, welches Risiko sie auf sich nehmen würden. Warum tun Menschen so etwas? Ich meine, sie haben die Herrlichkeit des Reiches Gottes geschaut. Wahrscheinlich gibt es viele Menschen, die Heroisches leisten, nur weil ihnen einen Augenblick lang die Bedeutung eines Ideals bewußt geworden ist.

Den Großteil unseres Lebens verbringen wir mit Alltäglichem — wir gehen zur Schule, fahren zur Arbeit und nach Hause, machen Ordnung im Haus, waschen Wäsche und tun eine ganze Menge, was wir als eintönig, langweilig und freudlos ansehen.

Doch hin und wieder gehen jemand die Augen auf, und er sieht, was er eigentlich wirklich tut, und das treibt ihn zu beinahe übermenschlichen Leistungen an. Das sind dann die Leute, auf die die Geschichte bewundernd zurückblickt. So waren die Menschen, die es ermöglicht haben, daß wir heute die Segnungen des Evangeliums unter sehr angenehmen Umständen genießen können. Dafür sollten wir ihnen ewig dankbar sein.

Ich hoffe, wir können alle sagen, daß wir in irgendeinem Sinne die Herrlichkeit des Reiches Gottes geschaut haben. Es gibt viele Aspekte der Herrlichkeit, die wir sehen können, aber sie spiegeln alle die



Herrlichkeit unseres Vaters im Himmel wider.

Manchmal schauen wir die Herrlichkeit in Form von Leistungen der Kinder unseres himmlischen Vaters. Was immer der Verstand und die Hand des Menschen Gutes schafft, gibt uns Zeugnis vom Verstand und der Hand unseres Schöpfers. Ich erlebe diesen Aspekt der Herrlichkeit oft bei meiner Arbeit in der NASA (US-Luftfahrts- und Weltraumbehörde).

Natürlich tut man gut daran, menschliche Leistungen in der richtigen Perspektive zu sehen. Man braucht ja nur zum Nachthimmel aufzublicken, um zu sehen, wie weit die Werke unseres Vaters die unseren überragen. Ich habe die Herrlichkeit unseres himmlischen Vaters oft ge-

schaut, und zwar in der Schönheit der Welt, die er für uns geschaffen hat.
Ich fliege häufig zu Schulungstreffen und Tests bei den verschiedenen Vertragsfirmen der NASA. Zu diesem Zweck stellt man mir einen T-38-Jet zur Verfügung, den ich im Rahmen meines Astronautentrainings selbst steuere. Oft „fahre" ich in mehr als 14 000 m Höhe zur Arbeit, gerade unter der Schallgrenze. In dieser Höhe gibt es keine Linienflugzeuge und auch keine Berge, auf die man achtgeben müßte, und so lese ich beim Fliegen das Buch ‚Lehre und Bündnisse'. Manchmal ist das Wetter klar, und dann hat man einen phantastischen Ausblick.
Einmal konnte ich während eines Fluges auf einmal etwa ein Sechstel der gesamten USA sehen. Aus dieser Höhe sieht man keine Abfälle auf den Straßen. Man hört keinen Familienzank und bekommt nicht mit, daß es da unten Scheidungen, Diskriminierung und Armut gibt. Es ist ein herrlicher Anblick — man sieht die Welt, wie der Herr sie geschaffen hat.
Eines Nachts flog ich in 14 000 m Höhe die Ostküste der USA entlang. Ein großes Gewittersystem war niedergegangen, und der Himmel war absolut klar. Die ganze Küste sah aus wie ein ein riesiges Tuch aus schwarzem Samt, auf das jemand eine Handvoll Diamanten gestreut hat.
Noch aufregender als die Wunder der Natur sind vielleicht die Wunder, die wir im Leben der Kinder unseres himmlischen Vaters sehen. Ich war bei der feierlichen Versammlung anwesend, bei der Präsident Harold B. Lee als neuer Präsident der Kirche bestätigt wurde, und ich hatte eine geistige Kundgebung, daß dieser Mann ein Prophet Gottes war, genau wie Abraham, Jesaja oder Petrus. Solch kleine Offenbarungen können einem helfen, eine Menge Heimlehrarbeit und andere weniger spektakuläre Aufgaben in der Kirche zu erfüllen.
Ich mußte früher öfters zu Sitzungen der NASA in Binghamton im Bundesstaat New York, wo die Raumschiffsimulatoren gebaut werden, die wir fliegen, und bei einer solchen Gelegenheit besuchte ich eine kleine Stadt namens Harmony in Pennsylvanien. Ganz in der Nähe fließt der Susquehanna. Entlang dieses Flusses gibt es Gebiete, wo man kein einziges Haus, keine Eisenbahnstrecke und keine Telefonmasten sieht. Nichts deutet an, daß sich sich hier etwas geändert hat, seit Joseph Smith und Oliver Cowdery diese Landschaft sahen. Man kann den Fluß entlangwandern und sich sagen: „Ich frage mich, an welcher dieser tieferen Stellen Johannes der Täufer die beiden angewiesen hat, einander zu taufen, oder auf welchem dieser Hügel, in welchem Wäldchen ihnen Petrus, Jakobus und Johannes erschienen sind und sie zum Melchisedekischen Priestertum ordiniert haben." Man spürt ein wenig vom Geist dieser wundersamen Ereignisse.
Ich bin auch im Tal Adam-ondi-Ahman im Westen des Bundesstaates Missouri gewesen. Auch dort habe ich dieselbe Vision von der Herrlichkeit. Durch Prophezeiung wissen wir, daß dort eines Tages eine wichtige Versammlung stattfinden wird. Adam wird präsidieren und Berichte über alle Evangeliumszeiten fordern. Dann wird der Erretter erscheinen, und Adam wird ihm für das Millennium ein Reich übergeben. Es wird keine öffentliche Versammlung sein, und wahrscheinlich werden nur einige ausgesuchte Priestertumsträger davon wissen — doch man spürt die große Bedeutung dieses Ortes.
Nicht jeder hat eine Vision von der Herrlichkeit. Gegen Ende des vorigen Jahr-

hunderts etwa lebte ein gewisser Mr. Wright, ein religiöser Führer in Elkhart, Indiana. Es besuchte ihn ein Professor Kelly, der in der Gegend Lehrer war und Geld für technische Forschungszwecke sammelte. Er bat auch Mr. Wright um Unterstützung. Kelly vertrat die Meinung, daß die Menschen ihren Lebensstandard in unvorstellbarem Maße heben könnten, wenn sie sich auf Industrie und Technik konzentierten, und er nannte einiges, wovon er glaubte, daß es erreicht werden könnte. Er sprach davon, daß man die Lebensspanne des Menschen verlängern und Häuser bauen könnte, die bis dahin nie dagewesene Einrichtungen und Komfort böten. Eines Tages würde der Mensch sogar fliegen können wie ein Vogel.

Wright erwiderte: „Welch ein gottloser Gedanke! So etwas unterstütze ich nicht. Gehen Sie nach Hause und beten Sie um Vergebung. Zu sagen, der Mensch könne fliegen wie ein Vogel — das hieße doch, sich über den Willen Gottes hinwegsetzen!"

Wright hatte zwei Söhne, Wilbur und Orville, und sie beide hatten ihre Vision von der Ewigkeit, als im Jahre 1903 die erste kraftbetriebene Flugmaschine flog, die schwerer war als Luft.

Manchmal sehen die Menschen die Herrlichkeit einfach nicht, und manchmal sehen sie eine vorgespiegelte Herrlichkeit. Sie vergeuden ihr Leben auf der Suche nach den sieben goldenen Städten oder nach dem Jungbrunnen. Sie folgen einem Trugbild und suchen Narrengold statt dem, was echt ist.

Hoffen wir, daß wir die wahre Herrlichkeit Gottes schauen und den wahren Geist wahrnehmen können.

Eure Generation — und ich hoffe, auch meine eigene — könnte das Zweite Kommen des Erretters erleben. Vielleicht macht ihr Prüfungszeiten durch, gegen die eine Überquerung der Prärie oder eine Fahrt über den Ozean mit einem lecken Schiff ein Kinderspiel sind. Ihr werdet eine Vision von der Herrlichkeit des Reiches Gottes brauchen, damit ihr solche Zeiten übersteht. Habt ihr die Herrlichkeit des Evangeliums aber einmal geschaut, die Herrlichkeit des Zweiten Kommens, der tausendjährigen Herrschaft, so hält sie euch aufrecht, wenn ihr eure Prärien zu überqueren habt und der Wind euch den Staub ins Gesicht bläst. Vielleicht müßt ihr eure Kinder auf der Prärie begraben und mit eurem Schicksal fertig werden, was immer es auch sein mag. Ihr werdet Prüfungen haben wie jede Generation, vielleicht mehr als die meisten. Ihr werdet die Herrlichkeit schauen müssen, damit sie euch in solchen Zeiten aufrecht hält. ☐



Bruder Lind ist Astronaut der NASA und wird seinen ersten Weltraumflug im September 1984 absolvieren.

VORWÄRTS, CHRISTI JÜNGER

1. Teil

Jack Weyland

Nicht jeder kann an der Brigham-Young-Universität studieren, wenigstens nicht als Erstsemester, wenn er bloß 25 Kilometer von einer anderen Uni entfernt wohnt. Daran dachte Mark, als er sich im Hörsaal zu seiner ersten Vorlesung am State College einen Platz suchte.

Er warf einen flüchtigen Blick auf die 60 Fremden, die auch beschlossen hatten Soziologie 119 zu belegen. Viele waren Erstsemester wie er und schlugen ihre Hefte zum ersten Mal auf.

Er suchte die Reihen ab, ob er irgendwelche Mitglieder der Kirche erkennen konnte. Soweit er wußte, war er der einzige Heilige der Letzten Tage am College. Zwei Reihen vor ihm saß ein Mädchen, das seine Aufmerksamkeit auf sich zog. Und zwar nicht wegen der langen Haare, die ihr weich über die Schultern flossen, auch nicht wegen der hoch angesetzten Wangenknochen. Sie las in der Bibel.

Der Dozent, Dr. Guthrie, betrat den Hörsaal. Er trug einen Pullover und hatte eine alte Pfeife in der Hand, die er sorgfältig mit Takab stopfte, während er darauf wartete, daß es zum Vorlesungsbeginn läutete. Er mochte wohl 30 Jahre alt sein. Mark hatte von seinen Beratern erfahren, daß Dr. Guthrie einer der beliebtesten Dozenten am College war. Er hatte in den letzten drei Jahren pädagogische Auszeichnungen erhalten.

Dr. Guthrie leitete seine Vorlesung damit ein, daß er erzählte, er leide noch darunter, daß er am Vorabend auf einer Party zuviel getrunken habe; er wolle sich aber trotzdem anstrengen, die Vorlesung zu halten.

Und er fing mit einem Witz an.

Mark sah sich im Hörsaal um. Seine Kommilitonen waren zum größten Teil froh, einen Dozenten zu haben, der „menschlich" war.

Dr. Guthrie redete ein paar Minuten über die Arbeitsbedingungen, dann erzählte er wieder einen Witz, der diesmal mit einer Reihe von Flüchen endete.

Die Studenten lachten beifällig.

Das Mädchen vor Mark zeigte auf.



„Ja", sagte Dr. Guthrie.
Sie stand auf — mit der Bibel im Arm. Sie stand würdevoll da und sagte ruhig: „Ich bin Christ, Dr. Guthrie, und ich glaube daran, daß die Bibel das Wort Gottes ist. Die Bibel lehrt, daß es Sünde ist, den Namen des Herrn zu mißbrauchen."
Mark starrte das hübsche, nicht zurechtgemachte Mädchen an, das den Mut hatte, sich vor 60 Leuten hinzustellen und seine Grundsätze darzulegen. Gleichzeitig war es ihm für sie peinlich, weil er wußte, wie die übrigen Studenten reagieren würden.
Dr. Guthrie sah sie einen Augenblick lang nachdenklich an und überlegte sich, ob er sie vor allen demütigen oder einfach darüber hinweggehen sollte.
„Wie heißen Sie?"
„Sara Taylor."
„Schon gut, Sara. Danke. Ich will versuchen, mich zusammenzunehmen."
Dr. Guthrie überflog kurz seine Notizen und sah dann mit einem durchtriebenen Lächeln auf. „Sara hat gerade meine halbe Vorlesung gestrichen."

„Ich bin Agnostiker, und was du von der Bibel sagst, bedeutet mir nichts."

Lautes Lachen erfüllte den großen Hörsaal.

„Ich sage Ihnen etwas. Ich habe vier Witze, die ich heute nicht erzählen kann; wenn sie aber jemand hören will", sagte er mit einem spitzbübischen Lächeln, „kann er nach der Vorlesung herkommen, und ich flüstere sie ihm ins Ohr."

„Schicken Sie sie doch raus, wenn Sie einen Witz erzählen wollen", schlug jemand vor.

Nach der Vorlesung, als die anderen blieben, um sich die Witze anzuhören, folgte Mark Sara nach draußen auf den Gang.

„Sara!" rief er hinter ihr her.

„Ja?" Sie blickte zurück.

„Ich finde das richtig, was du über die Bibel gesagt hast."

„Wirklich? In der Vorlesung habe ich aber nichts von dir gehört."

Sie drehte sich um und eilte davon.

Als Mark abends nach Hause fuhr, ging er im Geist nochmal diese erste Vorlesung durch und versuchte sich vorzustellen, daß er wie Sara aufgestanden wäre. Er wußte aber, er hätte es nicht geschafft.

Er mußte an sein fürchterliches erstes Schuljahr in dem kleinen Dorf denken und durchlebte noch einmal die Panik, die ihn befallen hatte, als er versucht hatte, eine Frage seiner Lehrerin zu beantworten. Er hatte damals so schlimm gestottert, daß sie schließlich jemand anders aufgerufen hatte. Auf dem Schulhof hatten ihn die anderen Jungen der Klasse in dem Jahr Tag für Tag nachgeäfft, bis er schließlich zur Pause nicht mehr nach draußen gegangen war.

Nach dem Jahr waren sie in eine größere Stadt gezogen, und mit sorgsamer professioneller Therapie hatte er das Problem schließlich überwunden, aber die seelischen Narben waren noch da. Er konnte nicht vor großen Gruppen sprechen.

Zu Beginn der nächsten Vorlesung achtete Dr. Guthrie sehr darauf, daß ihm nichts mehr herausrutschte. Mark mußte sich eingestehen, daß er ein ausgezeichneter Lehrer war, und die Witze nur zur Ablenkung gebrauchte, um alle wach zu halten. Mitten in der Vorlesung, als er spürte, daß die Studenten der Soziologie schon überdrüssig wurden, erzählte er einen Witz, der voll von schlechten Ausdrücken war. Von einer Gruppe junger Männer in der letzten Reihe ertönte lautes Lachen.

Saras Hand ging wieder hoch.

Dr. Guthrie sah sie und sagte grinsend: „O weh, ich war wieder nicht brav. Ja, Sara?"

Wieder stand sie auf und sagte ruhig: „Die Bibel lehrt, daß Ehebruch Sünde ist."

„Das mag sein, Sara; ich bin aber Agnostiker, und was Sie von der Bibel sagen, bedeutet mir nichts. Ich bin mehr an dem interessiert, was sich verifizieren und beweisen läßt. Beschränken Sie doch Ihre Aussagen auf etwas, was auch intellektuellen Wert hat."

Sie setzte sich. „Ob Dr. Guthrie wohl jemals verliert?" überlegte Mark.

Nach der Vorlesung hielt er sie auf dem Gang an.

„Kann ich dich zu einem Stück Kuchen und einem Glas Milch einladen?"

„Warum?"



Illustriert von James Christiansen

„Du hast dich täuschen lassen." Damit drehte sie sich um und verließ schnell das Gebäude.

„Ich möchte mich gern mit dir unterhalten."
Sie gingen in die Cafeteria und setzten sich an einen Tisch in der Ecke.
„Sara, ich bewundere deinen Mut."
Zum ersten Mal ließ bei ihr anscheindend die Spannung nach, als ihr bewußt wurde, daß er wohl nicht mit ihr diskutieren wollte.
„Ich weiß, ich bin nicht sehr gut, aber ich muß einfach etwas sagen. Ich kann nicht zulassen, daß er alles in den Schmutz zieht, was mir soviel bedeutet."
Sie fuhr fort: „Vor der Vorlesung ist heute ein Mädchen zu mir gekommen. Sie hat gemeint, ich sei hoffentlich nicht auf eine gute Note für meinen Schein aus. Ich habe sie gefragt, ob sie deshalb in der Vorlesung den Mund gehalten habe, weil sie eine gute Note wolle, und sie hat gesagt: ‚Sicher — für eine Eins glaube ich alles, was er will.'"
„Hm", meinte Mark, der sich durch die Geschichte leicht gerügt fühlte.
„Warum hast du nichts gesagt?" fragte sie so behutsam wie möglich.
Er blickte ihr in die Augen und überlegte, ob er ihr vertrauen konnte. Sie wirkte überhaupt nicht arrogant.
„Ich habe Angst", gestand er aufrichtig.
„Jeder wäre dabei nervös, das ist doch ganz natürlich."
„Nein, es ist noch mehr. Als ich klein war, habe ich gestottert. Das ist jetzt vorbei, aber die Angst vor dem Ausgelachtwerden ist immer noch da."
„Exodus, 4. Kapitel, Vers 10, 11 und 12", antwortete sie lächelnd.
„Was steht denn da?" fragte er.
„Hier, ich schreibe es dir auf, dann kannst du es später nachschlagen." Sie schrieb ihm die Stelle auf eine Serviette und gab sie ihm. Er steckte sie in die Brieftasche.
„Bist du Christ?" fragte sie.
„Ja", sagte er und überlegte, was er ihr sonst noch sagen sollte.
„Eines Tages wirst du das beweisen müssen. Jesus wird dir dabei helfen."
Er fragte sich, wie dieses Mädchen, das ja nur einen Teil der heiligen Schriften über den Erretter hatte, die er besaß, ihre Liebe zu ihm soviel besser zeigen konnte.
„Willst du mir helfen?" fragte er sie.
„Ja, natürlich."
„Dr. Guthrie versteht sein Geschäft, aber vielleicht wären wir besser dran, wenn wir ihm auf seinem Terrain entgegentreten könnten, nämlich in bezug auf den ‚intellektuellen Wert'. Mein Sonntagsschullehrer ist Strafverteidiger. Er versteht sich darauf, eine Sache geschickt zu vertreten. Er hilft uns sicher. Hast du Lust, mit mir zur Sonntagsschule zu kommen?"
„In welcher Kirche?" fragte sie.
„In der Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage. Die, zu der wir gehen, ist 25 Kilometer von hier entfernt. Ich könnte dich abholen und in meinem Auto mitnehmen."
Am Sonntag holte er sie morgens um halb acht ab, damit er zur Priestertumsversammlung gehen konnte. Sie ging währenddessen zur FHV. Er sah anschließend, wie sie aus dem Raum kam. Sie war verstört.
„Was ist los?" fragte er.

„Fahr mich zurück, oder ich laufe."
„Warum?"
„Das hier ist die Mormonenkirche."
„Ja, so wird sie auch genannt."
„Und du bist Mormone?"
„Ja."
„Du hast dich täuschen lassen." Damit drehte sie sich um und verließ schnell das Gebäude.
Er rannte hinter ihr her. „Wo gehst du hin?" fragte er.
„Zurück zum College." Sie blieb stehen und sagte anklagend: „Du bist kein Christ."
„Wie kannst du das sagen? Wie könnte eine Kirche, die nach Christus benannt ist, nicht christlich sein?"
„Und was ist mit dem Buch Mormon?" fragte sie. „Das ist doch eure Bibel, oder?"
Damit lief sie los. Er lief hinterher. Nach einem halben Straßenblock wurde sie langsamer und legte nur noch einen zügigen Schritt vor. Sie ließ ihn aber nicht neben sich gehen, und so ging er ein paar Schritte hinter ihr her.
Ein paar Straßen von der Kirche entfernt hielt eine Familie, die gerade zur Kirche fuhr, an und fragte Mark, ob er Hilfe brauche. Er bat sie, seinen Eltern zu sagen, er komme später nach Hause. Bevor sie weiterfuhren, fragte er noch, ob sie ihm ein Buch Mormon leihen könnten. Das taten sie gern. Jetzt mußte er rennen, um Sara wieder einzuholen. Sie waren inzwischen vor der kleinen Stadt angelangt und gingen auf einer Straße, die zu der Landstraße führte, auf der man zum College zurückkam.
„Sara, du kannst doch keine 25 Kilometer laufen."
„Das wirst du schon sehen."
„Sara, hör mich doch an. Ich lese dir etwas aus dem Buch Mormon vor." Sie ging noch schneller, aber Mark hielt soweit Schritt, daß sie in Hörweite blieb: „Auch sollen die Juden und die Andern davon überzeugt werden, daß Jesus der Christus ist, der ewige Gott, der sich allen Nationen kundtut."
„Hast du mehrere Frauen?" fauchte sie.
„Ich habe nicht einmal eine, und wenn alle Frauen so unvernünftig sind wie du, bleibe ich vielleicht auch dabei."
Sie ging weiter.
Ein paar Minuten später versuchte er es wieder. „Sara, ich lese dir aus dem Buch Mormon etwas über Jesus Christus vor. Wußtest du, daß er nach seiner Auferstehung Leute in der Neuen Welt besucht hat?"
Keine Antwort.
Mark fing an, ab dem 11. Kapitel im 3. Nephi vorzulesen. Als er anfing, wurde sie wieder schneller und versuchte, aus dem Bereich seiner Stimme zu kommen.
Es war gar nicht so einfach, vorzulesen und dabei aufzupassen, wo er hintrat. Einmal fiel er hin, stand aber schnell wieder auf und machte weiter.
Nach ein paar Seiten wurde sie langsamer.
Er las bis zum Schluß des 3. Nephi vor. Es dauerte zwei Stunden.
Da blieb sie endlich stehen und drehte sich um „Was du da vorgelesen hast, steht im Buch Mormon?"
„Ja."
Sie kam auf ihn zu, ging an ihm vorbei, blieb stehen und ging dann weiter, jetzt aber zurück auf die Stadt zu.
„Wo gehst du hin?" rief er hinter ihr her.
„Zurück zur Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage."
„Sara?" rief er hinter ihr her.
„Was?" fragte sie, ohne das Tempo zu verringern.
„Kann ich neben dir hergehen?"

Sie blieb stehen und drehte sich um. Es war seit dem Morgen das erste Lächeln, das er an ihr sah.

Bis sie wieder in der Stadt waren, fing die andere Gemeinde schon mit ihrer Abendmahlsversammlung an. Sie setzten sich in die zweite Reihe.

Es war Fast- und Zeugnisversammlung und eine dieser Versammlungen, von denen man sich wünscht, sie würden nie enden. Einmal blickte er zu Sara hinüber und sah, daß ihr Tränen übers Gesicht liefen.

Nach der Versammlung fuhren sie zu Bruder Packard, der Rechtsanwalt und Marks Sonntagsschullehrer war. Er erklärte sich bereit, ihnen dabei zu helfen, die Einstellung, die Dr. Guthrie vertrat, in Frage zu stellen. Sie blieben so lange, daß sie zum Abendessen eingeladen wurden. Während Sara Schwester Packard in der Küche half, rief Mark seine Eltern an, um ihnen zu erklären, was passiert war. Außerdem rief er die Missionare an, um für Sara einen Termin mit ihnen auszumachen.

In der darauffolgenden Woche bereiteten Mark und Sara sich darauf vor, die Ansichten von Dr. Guthrie in Frage zu stellen. Sie saßen stundenlang in der Bibliothek und machten sich Notizen aus Veröffentlichungen, die ihren Standpunkt in bezug auf Keuschheit, Familienleben und Drogen unterstützten. Die Notizen sortierten sie dann in einem Schuhkarton. Donnerstag trafen sie sich mit Bruder Packard, der mit ihnen übte. Freitag abends hatte Sara ihre erste Diskussion. Samstag morgen machte Mark in den Bergen in der Nähe des College eine Bergtour mit ihr. Sie war noch nie bergsteigen gewesen; deshalb wählte er einen einfachen Weg. Die Luft war frisch, und die Blätter an den Espen entlang des Canyon leuchteten schon in verschiedenen Gold- und Gelbtönen. Sie schwiegen beide, während sie einen Felsen hochkletterten, und sprachen nur, das Notwendigste, um die Schönheit um sie herum so wenig wie möglich zu stören.

Endlich kamen sie oben an und setzten sich. Er zog aus seinem kleinen Rucksack zwei Äpfel hervor. Sie aßen die Äpfel langsam und sahen zu, wie aus dem Morgen Tag wurde.

„Hier draußen sieht sie am besten aus", dachte er bei sich. Am College, neben einem Mädchen mit Make-up, würde Sara unscheinbar aussehen, aber hier draußen, wo Schlichtheit ein Zeichen von Schönheit ist, sieht sie gut aus.

„Heute nacht bin ich aufgewacht und habe angefangen zu weinen", sagte sie leise.

„Weshalb?"

„Was mache ich, wenn das, was ihr lehrt, wahr ist?"

„Es ist wahr."

„Mark, ihr könnt nicht recht haben. Gott hätte es mehr Menschen gesagt. Wie viele Heilige der Letzten Tage gibt es?"

„Fünf Millionen."

„Und die fünf Millionen sind im Recht, und alle anderen nicht?"

„Das Priestertum ist wiederhergestellt worden."

„Ich weiß, daran glaubt ihr."

„Was ist denn los?" fragte er. „Was bedrückt dich wirklich?"

„Gut, ich sage es dir. Meine Mutter. Ich habe mir die ganze Nacht wegen meiner Mutter Sorgen gemacht. Sie ist tot."

„Das tut mir leid."

„Mir auch", antwortete sie und kämpfte mit den Tränen. Während sie wartete, bis sie ihre Fassung wiedergewonnen hatte, hob sie ein kleines goldenes Blatt vom Boden auf und betrachtete es.

„Was ist jetzt mit meiner Mutter? Ist sie verdammt, weil sie nie etwas von Joseph Smith gehört hat?“

„Meine Mutter war ein guter Mensch. Mutter und Vater waren immer engagierte Christen. Ich nie. Als ich vierzehn war, habe ich mich gegen sie aufgelehnt. Ich habe getan, was ich konnte, um ihnen weh zu tun. Mit 17 bin ich von zu Hause fortgelaufen, nach Kalifornien. Da habe ich mit anderen Mädchen zusammengewohnt, die auch von zu Hause fortgelaufen waren. Wir haben ganz schön was angestellt.
Einmal bin ich mit ein paar anderen Mädchen zum Vortrag eines Predigers gegangen. Wir waren eigentlich zum Spaß hingegangen, als er dann aber sprach, wurde mir das Herz weich, und alle Bitterkeit war vorbei. Ich habe gelobt, mein ganzes Leben Jesus zu weihen. Sowie ich das Geld zusammengespart hatte, bin ich mit dem Bus nach Hause gefahren.
Unterwegs im Bus habe ich immer daran gedacht, wie sehr Mutter und Vater sich wohl freuen würden, daß ich endlich Jesus als meinen Erretter angenommen hatte. Als ich dann zu Hause ankam, erfuhr ich, daß meine Mutter vier Wochen vorher gestorben war. Sie hat mich nie als Christin gesehen. Wir waren nie als Familie geeint.“
Sie ließ das Blatt aus der Hand auf die Erde gleiten. „Was ist jetzt mit meiner Mutter? Ist sie verdammt, weil sie nie etwas von Joseph Smith gehört hat?“
Er griff in seinen Rucksack und zog seine Bibel und die Dreifachkombination heraus.
„Hast du darauf eine Antwort?“ fragte sie überrascht, als sie sein breites Lächeln sah.
„Die schönste Antwort in der Welt“, sagte er und schlug die Köstliche Perle auf.
Nachmittags fanden sie in den Wäldern einen Weg, dem sie lange folgten. Sie unterhielten sich über vieles, Großes und Kleines, aber einmal fragte sie ihn, ob sie nicht über den Erretter reden könnten, und es war, als ob zwei Leute zusammengekommen wären und Neuigkeiten über einen lieben Freund austauschten, den beide lange nicht gesehen hatten, von dem sie aber beide aus der Erinnerung zu erzählen wußten. Sara sprach von seiner Mission, der Welt die Errettung zu bringen, und von seiner Liebe sogar zu denen, die gesündigt haben. Mark sprach davon, wie er Joseph Smith und anderen Propheten erschienen war, und daß er auch heute zu einem Propheten spreche.
Als er sich am College von ihr verabschiedete, sagte sie: „Mark, ich muß meinem Vater sagen, daß ich mich mit der Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage beschäftige. Das bin ich ihm schuldig.“
Sonntag abend hatte sie den zweiten Unterricht durch die Missionare.
Dienstag abend holte er sie an der Bibliothek ab, als diese schloß, und sie fuhren zu einem Cafe an der Landstraße. Sie schien unterwegs sehr still und angespannt.
Als die Kellnerin kam, um ihre Bestellung entgegenzunehmen, sagte Sara unvermittelt: „Ich nehme eine Tasse Kaffee.“
□

(Fortsetzung folgt.)

Die Gemeinschaft der Heiligen und der Einfluß der Zeugnisversammlung

Margaret Hoopes

Vor ein paar Jahren machte eine Frau, die kein Mitglied der Kirche war, an der Brigham-Young-Universität ihren Doktor. Sie bekam Interesse an der Art, wie die Heiligen der Letzten Tage leben, und verbrachte viel Zeit damit, die Mitglieder der Kirche zu beobachten. Sie erzählte mir, das beeindruckendste Erlebnis sei dabei eine Andachtsstunde für die Studenten gewesen, bei der eine Generalautorität gesprochen habe. „Ich war noch nie an einem Ort gewesen, wo so viele Leute an das gleiche glaubten", berichtete sie. „Ich habe etwas *gefühlt,* was ich nie zuvor erlebt hatte. Ich konnte die Kraft dieses Glaubens fühlen."

Nun kenne ich eine andere Frau, ein aktives Mitglied der Kirche, für die die Zeugnisversammlungen eine Qual waren. Sie machten sie nervös und unruhig; sie war am Ende jeder Versammlung deprimiert. Wir erfuhren später, daß manches in ihrem eigenen Leben erklärte, warum die Konzentration geistiger Kraft in dieser Versammlung ihr so viel Unbehagen bereitete.

Außerdem habe ich noch meine eigene Erfahrung, die wahrscheinlich ähnlich aussieht wie bei vielen anderen Mitgliedern der Kirche auch. Zu einer bestimmten Zeit in meinem Leben stellte ich fest, daß alles falsch lief — nicht bloß spirituell, sondern auch im Umgang mit meinen Mitmenschen, im Beruf und persönlich. Ich versuchte, Superlehrerin, Supertherapeutin, Superverwalterin zu sein, und war in keiner Sache wirklich gut. Ich war verletzt und erschöpft, und je mehr ich mich anstrengte, desto schlimmer wurde es.

So wie meine Gebete aussahen, war mir klar, daß die Isolierschicht zwischen mir und dem Geist immer stärker wurde, bis selbst der Gedanke an den Versuch, sie zu durchbrechen, schon erschöpfend wirkte.

Dann — wie schon so oft zuvor — rettete die Zeugnisversammlung mein spirituelles Leben. Als ich in die Kapelle kam, fühlte ich mich noch immer isoliert, noch immer stumpf, noch immer müde. Ich besaß aber genügend Selbstdisziplin, mich zum Zuhören zu zwingen. Ich hörte die Leute bezeugen, daß ihr Beten erhört worden war. Ich hörte die Leute davon sprechen, daß sie um die Liebe des Herrn zu ihnen wußten. Ich hörte die Leute sagen, sie kennten Christus als dynamische Realität in ihrem Leben. Und ich spürte, wie die Isolierschicht dahinschmolz. Als ich hinausging, fühlte ich mich im Einklang mit ihrem Zeugnis und spürte auch mein eigenes Zeugnis wieder.

Bei all diesen Erlebnissen war das wesentliche Element die Macht des Zeugnisses, eine kollektive spirituelle Macht, die den Kernpunkt jeder Zeugnisversammlung bildet, bei der der Heilige Geist zugegen ist. Diese Macht entspringt wohl der Verheißung des Herrn an seine Jünger: „Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen." (Mt 18:20.)

Als einer Heiligen der Letzten Tage ist mir klar, was für einen Einfluß der Heilige Geist auf eine Gruppe von Leuten ausübt, wenn sie gemeinsam Zeugnis geben. Als Berufstherapeutin kann ich einige Elemente genau bestimmten, die in einer Zeugnisversammlung eine solche Macht erzeugen.

Erstens fühlen sich die Leute in einer guten Zeugnisversammlung geborgen und geliebt und sind vertrauensvoll. Meine Erfahrung in der Therapie lehrt mich, daß Außergewöhnliches geschehen kann, wenn die Leute den anderen im Raum gegenüber so empfinden. Sie können dann ihre eigenen Gefühle tiefer erforschen und sie sich deutlicher vergegenwärtigen. Und sie können offener über diese Entdeckungen sprechen. Und, was am wichtigsten ist, sie können schneller *lernen*. In der Therapie geht es beim Lernen gewöhnlich um mehr Selbsterkenntnis. In der Zeugnisversammlung geht es außerdem darum, über das ewige Selbst im Zusammenhang mit dem Evangeliumsplan zu lernen.

Zweitens macht die Zeugnisversammlung aus Leuten, die fast Fremde sind, die einander vielleicht nur vom Sehen oder von dem, was sie gehört haben, kennen, eine *Gemeinschaft*. Jedes persönliche Zeugnis, ob ausgesprochen oder im Herzen gehegt, trägt zur geistigen Einigkeit im Raum bei. Schon das ist anders als bei anderen Gruppenversammlungen, wo Stille als mangelnde Unterstützung, ja, als Feindseligkeit empfunden werden kann. In der Zeugnisversammlung ist die Stille dagegen eine Unterstützung, nicht nur für den Sprecher, sondern auch für alle, die zuhören und am Geist teilhaben. Gemeinsame Wertvorstellungen und gemeinsames Engagement machen stark und sind herzerwärmend.

Ein Zeugnis gibt dem Heiligen Geist die Gelegenheit, uns zu bezeugen, daß das, was da mitgeteilt wird, wahr ist. Es trägt dazu bei, daß wir uns unserer Beziehung zueinander und zu Gott bewußt werden und uns für unsere Brüder und Schwestern verantwortlich fühlen. Außerdem motiviert es uns, solcher Bruder- und Schwesternschaft würdig zu sein, weil

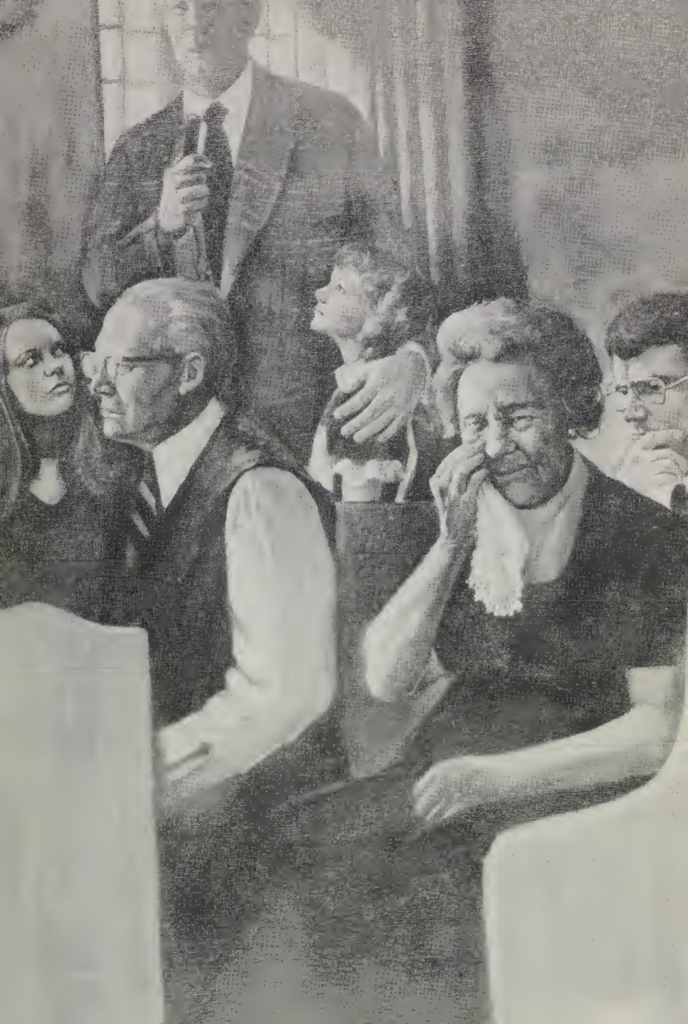
wir dabei unsere eigenen Schwächen erkennen und unser Leben reinigen. Da wir spüren können, daß wir zu dieser geistigen Gemeinschaft gehören, sehnen wir uns danach, noch fester dazuzugehören. Ich fühle mich selten stärker motiviert, Umkehr zu üben, als wenn ich die Leute in meiner Gemeinde demütig Zeugnis geben höre, wie ihnen bei ihren Problemen geholfen wird und wie sehr sie den Erretter und die Versammelten lieben. Und schließlich machen solche Erlebnisse unser Verlangen nach der völligen Gemeinschaft stark, die wir erfahren werden, wenn wir mit unserem himmlischen Vater wiedervereinigt sind.

Ich weiß noch, wie eine Freundin mir von den beiden Gemeinden erzählte, in denen sie am liebsten gewesen war. In beiden Fällen hatte ihre Verbundenheit mit der Gemeinde mit der ersten Zeugnisversammlung begonnen, die sie dort besucht hatte. Die erste war eine Studentengemeinde in Seattle im Bundesstaat Washington gewesen. „Alle waren gerade aus dem Sommerurlaub zurück. Ein Mädchen, das Zeugnis gab, hatte im gleichen Frühjahr die Kirche untersucht, war nach Hause gefahren und hatte sich dort taufen lassen. Als sie ihre Taufe bekanntgab und der Gemeinde Zeugnis gab, erfaßte die ganze Gruppe eine Welle der Freude. Ich wußte nicht einmal, wie sie hieß, aber die gleiche Freude hob auch mich empor. Als die darauffolgenden Sprecher ihre Liebe zu ihr zum Ausdruck brachten, spürte ich, wie die gleiche Liebe auch mich durchstrahlte.

In der zweiten Gemeinde, einer Gemeinde in Salt Lake City, hörte ich, wie ein paar Diakone sich für etwas entschuldigten, was sie angestellt hatten. Dann hörte ich, wie ihre Lehrer und die Bischofschaft ihnen ihr Vertrauen und ihre Wertschätzung aussprachen. Diese Jungen lagen der ganzen Gemeinde am Herzen. Es ist merkwürdig", fügte sie nachdenklich hinzu. „Ich war zwar eine Fremde, aber ich hatte trotzdem das Gefühl, ich gehörte dazu."

Wenn jemand Zeugnis gibt, bekommt er neue Stärke und geistige Kraft. Ich glaube, das liegt daran, daß uns unsere Glaubensvorstellungen irgendwie wirklicher werden, wenn wir die Worte finden, sie zum Ausdruck zu bringen. Wenn wir jemandem erzählen, wie dankbar wir für unsere Eltern sind, werden diese Gefühle dadurch automatisch intensiviert. Und wenn wir etwas durchdenken, so daß wir es aussprechen können, wird es uns wesentlich klarer. Ich sehe manchmal Leute, die es wirklich nötig haben, positive Gefühle laut zum Ausdruck zu bringen, damit der Heilige Geist sie bekräftigen kann. Dieses bekräftigende Gefühl, das Zeugnis, daß das, was man sagt, wirklich wahr ist, kann eins der erhebendsten Gefühle im Leben sein. Wenn man also sein Zeugnis öffentlich darlegt, gewinnt man oft wichtige Einblicke in das Evangelium. Wir brauchen die Zeit, die die Zeugnisversammlung uns gibt, weil starke spirituelle Gefühle zu ihrer Entwicklung Zeit brauchen. Wenn wir über unsere Gefühle sprechen, widmen wir ihnen lange genug unsere Aufmerksamkeit, so daß uns bewußt wird, wie wichtig sie uns sind. Häufiges Zeugnisgeben trägt dazu bei, das, was wir wissen und empfinden, zutage zu

Illustriert von Del Parsons



fördern, so daß es auf die Dauer Teil von uns werden kann.
Wir lernen aber nicht nur etwas über uns selbst, sondern auch über andere Menschen. Ich erinnere mich da an eine Lorbeermädchenlehrerin, die wegen der lustlosen und gedankenlosen Einstellung ihrer Mädchen sehr entmutigt war. Dann gaben aber in einer Zeugnisversammlung drei, vier von ihnen aufrichtig Zeugnis davon, was der Erretter ihnen bedeutete. Das änderte die negative Einstellung, die die Lehrerin entwickelt hatte.
Ich kann mich noch an eine andere Zeugnisversammlung vor ein paar Monaten erinnern, in der eine Frau, die ich nicht sehr gut kannte, davon erzählte, wie sie ein Problem überwunden hatte, und davon sprach, wie dankbar sie dem Herrn war, daß er ihr geholfen hatte. Ich konnte nachvollziehen, was sie sagte, und spürte intensiv den Wunsch, sie besser kennenzulernen. Wenn ich nicht so durch den Geist die Verwandtschaft zwischen uns erkannt hätte, hätte ich wahrscheinlich nie entdeckt, wie bereichernd ihre Freundschaft ist.
Alle diese Faktoren sind mit der Grund für den starken Einfluß der Zeugnisversammlung. Ich kann mich noch daran erinnern, wie ich eine Ansprache gelesen habe, die Präsident Kimball als Mitglied des Rates der Zwölf vor einer Gruppe von Missionaren gehalten hatte. Er hatte über die Bedeutung des Zeugnisgebens gesprochen und gesagt:
„Nun ist das Zeugnisgeben nicht irgend etwas Merkwürdiges, Exzentrisches, das es nur bei uns gibt. Es gehört zum Grundlegenden in der Kirche. . . . Ich kann mich noch daran erinnern, wie ich als Kind in der PV und in der Sonntagsschule Zeugnis gegeben habe. Es ist grundlegend. Es ist wichtig. . . . Wir haben Kritiker, die meinen, es sei albern, wenn ein kleines Kind Zeugnis gibt; es könne gar nicht wissen, daß es wahr sei. Zweifellos ist die kindliche Erkenntnis begrenzt. Ein Kind kann aber Gefühle haben, und ein Zeugnis besteht aus Gefühlen, es ist nicht einfach eine Ansammlung von Fakten. Ein Zeugnis kommt aus dem Herzen. Und damit wird es grundlegend. . . . Überall in der Kirche geben wir Zeugnis, und wenn die Mitglieder irgendwo in einer kleinen Gruppe zusammenkommen, geben sie formell oder informell Zeugnis.
Wenn wir daheim sind, geben wir Zeugnis, wir vom Rat der Zwölf. Einmal im Vierteljahr haben wir eine Zeugnisversammlung. Wir gehen frühmorgens in den Tempel, wir zwölf oder die von uns, die nicht zu weit vom Sitz der Kirche entfernt sind, . . . in unseren Raum oben im vierten Stock. Das ist ein Raum, in dem zwölf alte, lederbezogene Stühle stehen. Sie sind sehr alt. Ich glaube, schon seit mindestens einem halben Jahrhundert sitzen Apostel darauf. Das Leder ist schon abgeschabt, aber es sind immer noch bequeme alte Stühle. Sie stehen im Halbkreis. Wir haben auch unseren Schreiber dabei. Präsident Joseph Fielding Smith [damals Präsident des Rates der Zwölf] sitzt an einem Ende, und das jüngste Mitglied sitzt am anderen Ende. Wir sitzen in Hufeisenform. Wir singen. Bruder Harold B. Lee spielt Orgel, oder er dirigiert das Singen und ich spiele die Orgel. Wir haben eine kleine Orgel, die wir selbst mit

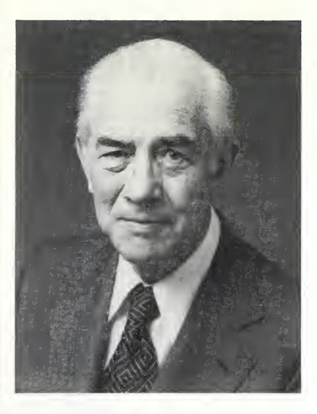
den Füßen pumpen. Wir beten sehr inbrünstig darum, der Geist des Herrn möge mit uns sein, und dann hören wir uns das sehr ausführliche Protokoll unserer letzten Sitzung an. Die Protokollverlesung dauert fünfzehn bis zwanzig Minuten . . . und das Protokoll ist sehr erhebend. Wir hören dann nämlich noch einmal die Zeugnisse, die wir drei Monate zuvor von den Brüdern gehört haben.
Dann steht Präsident Smith gewöhnlich auf und tut uns mit seinen Büchern in der Hand die Schriften auf, ganz ähnlich wohl wie der Herr den beiden Männern auf dem Weg nach Emmaus. . .
Wir fasten. Zwei von uns segnen das Abendmahl, und wir teilen es einander aus. Dann beginnen die Zeugnisse. Wir bringen drei bis vier Stunden damit zu, bloß wir zwölf, einander Zeugnis zu geben. Ich erwähne dies, damit ihr wißt, daß das Zeugnisgeben grundlegend und ein wichtiger Teil des Programms der Kirche ist. Wenn die Zwölf Apostel es nötig haben, einander Zeugnis zu geben, dann haben die Missionare es wohl auch nötig, um sich aufzubauen und zu erheben und um das Feuer in Gang zu halten. Wir singen noch einmal und beten und begeben uns wieder an unsere gewohnte Arbeit.
Wir haben außerdem noch eine weitere Zeugnisversammlung, und zwar alle sechs Monate an dem Donnerstag vor der Generalkonferenz. Da sind alle Generalautoritäten dabei . . . im Raum der Präsidentschaft und der Zwölf im Tempel. Am oberen Ende des Raumes steht ein Stuhl, der dem Präsidenten vorbehalten ist. Nie sitzt jemand anders auf dem Stuhl als der Prophet des Herrn. Selbst wenn seine Ratgeber die Versammlung leiten, weil er verreist ist, sitzen sie immer auf ihrem eigenen Stuhl. . .
Zwei der Brüder segnen das Abendmahl, gewöhnlich zwei von den Zwölf. (Wir fasten.) Dann geben wir Zeugnis. Der Patriarch, einer von der Bischofschaft, einer von den Siebzigern . . . ein, zwei von den Zwölf und alle drei von der Präsidentschaft geben Zeugnis. Es ist etwas Großartiges, wenn das alles dann vom Zeugnis des Propheten des Herrn gekrönt wird. Wenn er da steht und sagt: ‚Ich weiß, es ist wahr. Ich weiß, der Herr antwortet. Er offenbart uns seinen Sinn und Willen.' Ich sage euch, das ist ein Erlebnis, das man nie vergißt.
Ich erwähne das, damit ihr nicht meint, das Zeugnisgeben sei unbedeutend und nebensächlich. . . .Es ist das Programm der Kirche. Es ist überaus mächtig. . . es ist das Herzblut der Organisation und der Kirche." (*The Berlin Spirit,* Januar 1962.)
Nicht jede Zeugnisversammlung ist ein so großartiges Erlebnis für jeden Anwesenden. Wir haben wahrscheinlich alle schon manch eine mitgemacht, bei der wir uns gar nicht im Einklang fühlten. Ich möchte da verschiedene Probleme erwähnen, die manchmal den Einfluß des Geistes in unserem Leben schwächen können. So ist es zum Beispiel, wenn wir *über* unser Zeugnis reden („Ich habe ein Zeugnis"), statt wirklich Zeugnis zu geben. („Ich weiß, daß Christus lebt"). Es hilft auch, wenn wir sagen, *warum* wir es wissen. Wir können konkret erzählen, was wir erlebt haben, das uns diese Erkenntnis vermittelt hat.
Ein zweites Problem ist die Ablenkung.

Ich habe schon junge Eltern, die sich mit vier hungrigen Kindern abmühten, sagen hören, sie wüßten nicht, was sie da überhaupt täten. Auch wenn es schwer ist, so glaube ich doch, daß sie dasein sollten. Ich glaube, „um sie herum" wird doch die Gabe des Heiligen Geistes ausgeübt, auch wenn sie selbst gerade nicht in der Lage sind, ihre eigene Gabe auszuüben. Und wenn wir auch nicht mit jeder Zeugnisversammlung die beste Erfahrung machen, sollten wir doch dasein. Es hat in meinem Leben schon Zeiten gegeben, zu denen ich selbst nicht geistig stark war, dann aber durch den Glauben anderer gestärkt wurde. Das gilt für Erwachsene in Zeiten geistiger Schwäche; es gilt auch für Kinder, die noch gar nicht geistig reif sind. Als ich auf Mission ging, hatte ich das Buch Mormon immer noch nicht durchgelesen, aber ich konnte nicht leugnen, daß es wahr ist. So stark war mir und in meiner Umgebung Zeugnis gegeben worden, daß ich *wußte,* es ist wahr. Ich habe das nie leugnen können. Diese Erkenntnis hat mich in Notzeiten zur geistigen Erneuerung gebracht.

Für solche Fälle, wenn die Zeugnisversammlung kein befriedigendes und aufbauendes Erlebnis ist, möchte ich ein paar Hilfen nennen. Erstens: gehen Sie hin. Wie Sie sich auch fühlen — wenn Sie Ihren Körper bewegen können, dann gehen Sie hin. Zweitens: bereiten Sie sich darauf vor. Fasten und beten Sie. Fasten Sie wirklich, indem Sie sich nicht nur des Essens und Trinkens enthalten, sondern auch Ihre geistige Energie auf den Erretter konzentrieren. Kosten Sie das Vertraute aus, wenn Sie zur altgewohnten Zeit an den altgewohnten Ort gehen. Bemühen Sie sich bewußt, zur ehrfürchtigen Atmosphäre im Gebäude und in der Versammlung beizutragen. Singen Sie die vertrauten Lieder mit Gefühl und mit *Aufmerksamkeit.* Hören Sie bei den Gebeten hin. All das wird Ihnen Ihre eigenen Gefühle bewußt machen und Ihnen helfen, für den Einfluß des Erretters empfänglich zu sein. Wenn dann das Zeugnisgeben beginnt, so nehmen Sie die Kraft und den Glauben der Sprechenden an; nehmen Sie die Macht des Evangeliums in sich und in Ihr Tun auf. Lassen Sie sich im Gemüt und im Geist stärken. Wir haben das Recht, uns so stärken zu lassen. Ich kann mich an manche Zeugnisversammlung erinnern, bei der der Geist machtvoll zugegen war. Einige besondere Erlebnisse hängen mit Versammlungen in sehr kleinen Gemeinden auf Mission in England zusammen — Versammlungen, bei denen jedes Mitglied ein Zeugnis hatte und danach dürstete, die anderen daran teilhaben zu lassen. Die Reinheit und Freude dieser Versammlungen kommt mir jetzt in der Zeugnisversammlung wieder in den Sinn und läßt mich ahnen, wie es wohl in der Gegenwart des Erretters sein könnte. Solche Erlebnisse flößen mir Glauben an die Verheißung des Erretters ein, er werde kommen, wenn wir uns in seinem Namen versammeln.

Margaret H. Hoopes, Kinder- und Familienpsychologin, ist Professor für Familienforschung an der Brigham-Young-Universität.

Elder Mark E. Petersen



Am 16. Januar 1984 fand im Tabernakel in Salt Lake City die Trauerfeier für Elder Mark E. Petersen statt, der im Alter von 83 Jahren am 11. Januar im Salt-Lake-Valley-Krankenhaus verstorben war.

Sein Tod war durch ein langjähriges Krebsleiden verursacht worden. Trotz der mehrfachen Aufenthalte im Krankenhaus und tiefgreifender Behandlung war er stets der liebenswürdige, zuvorkommende Mann mit seinem gewinnenden Lächeln geblieben. Er nahm bis zum Schluß seine Aufgaben in der Kirche wahr, ebenso seine persönlichen Angelegenheiten. An seinem Todestag wurde gerade sein letztes Buch — eine Reihe von Aussagen zum Buch Mormon — für die Veröffentlichung bereitgemacht.

Elder Mark E. Petersen gehörte dem Kollegium der Zwölf Apostel seit April 1944 an. Nach seiner Berufung bereiste er wiederholt die Welt, um das Werk des Herrn voranzubringen. Viele Jahre lang war er Leiter der Öffentlichkeitsarbeit der Kirche, und er errichtete zahlreiche Besucherzentren in verschiedenen Ländern, um den Missionaren Gelegenheit zu geben, Freunde dorthin zu bringen, ihnen die Ausstellungen zu zeigen und auf diese Weise das Evangelium zu lehren.

Lange Zeit gehörte er dem kirchlichen Verbindungskomitee zu den Streitkräften an, außerdem beriet er das Musikkomitee der Kirche. Mehr als 20 Jahre war er Berater der weltweiten Frauenhilfsvereinigung.

Über sechs Jahre lang leitete er die kirchliche Arbeit in Europa einschließlich der britischen Inseln und Südafrikas. In der Zeit besuchte er den Mittelmeerraum, um mit den dort stationierten HLT-Soldaten Verbindung aufzunehmen.

Elder Petersen war von Beruf Journalist und arbeitete besonders für die Leitartikelabteilung der Deseret News, einer Zeitung der Kirche. Später wurde er Generaldirektor und Präsident des Unternehmens. 50 Jahre lang war er Mitarbeiter dieser Verlagsgesellschaft, wobei er auch eine große Druckerei und eine Tageszeitung leitete.

Er war Verfasser von mehr als 20 Büchern und Schriften, darunter einige Traktate, die von Missionaren auf der ganzen Welt benutzt werden. Seine verstorbene Frau, Emma Marr Petersen, war auch schriftstellerisch tätig; sie verfaßte 12 Bücher für Kinder und junge Leute.

Um ihn trauern zwei Töchter, drei Enkelkinder, zwei Urenkel sowie ein Bruder und zwei Schwestern.

